Samenkörner.

39. Bändchen.

R. Brockhaus, Elberfeld,
Baustr. 52.

Gedruckt bei Albert Fastenrath, Elberfeld, Mäuerchen 38.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
„Laß den Zweig los!“	3
Eine treue Mannschaft (mit Bild)	15
„Dann das Ende“	21
Aus dem Zuchthaus ins Armenhaus, und dann sterben!	26
Liebet eure Feinde	35
Die alte Indianerin (mit Bild)	51
Reich und arm	56
Aus der Finsternis zum Licht	68
Den Seinen gibt es der Herr im Schlaf	77
„Jetzt oder nie.“ (mit Bild)	85
Ewigkeit	91
Wie die kleine Emilie glücklich wurde	96
Lydia, die Pächtertochter	100
„Rufe mich an am Tage der Bedrängnis.“ (mit Bild)	120
Nicht gerichtet — schon gerichtet	126
„Nun, Herr, entlässest du deinen Knecht in Frieden.“	131
Der Priester und der Schenkwirt, oder: „Nur ein Mittler“	133
Mißverstanden (mit Bild)	141
Er verliert seinen Verstand	154
John Maynard	161
Eins weiß ich	164

„Ein Gott des Wissens ist Jehova, und von Ihm werden die Handlungen gewogen.“

1. Sam. 2, 3.

„Laß den Zweig los!"

Heinrich und Alice C. waren die Kinder reicher Eltern. Sie wohnten in einem großen, schönen Hause. Ihre Eltern hatten sie sehr lieb, gaben ihnen die beste Erziehung, und taten alles, was ihre Kinderherzen erfreuen konnte; aber ihren Kindern das zu bieten, was das Wichtigste für sie war, dazu waren sie leider nicht imstande. Herr und Frau C. kannten nämlich beide den Herrn nicht; sie lebten völlig in der Welt. Nicht daß sie keine Religion gehabt hätten; o nein, jeden Sonntag gingen sie zur Kirche. Aber das war auch alles; nie sprachen sie ein Wort mit ihren Kindern über den Herrn Jesum, über Seine Liebe und Seinen freiwilligen Tod am Kreuze. In dieser Hinsicht war also die Erziehung der Geschwister sehr unvollkommen.

Eines Morgens im Monat Juni, als die beiden Kinder, Heinrich zählte damals neun, Alice sieben Jahre, am Frühstückstisch saßen, brachte ihnen der Briefbote einen Brief. Das war ein Ereignis! Unverzüglich wurde er geöffnet, und zu ihrer großen Freude fanden sie darin die Einladung einer Tante, einige Wochen bei ihr am schönen Meeresstrande zuzubringen.

Hurra! welch eine Aussicht! Heinrich sah sich schon auf den steilen Felsen umherklettern, die sich, wie ihm von einem früheren Besuch her erinnerlich

war, am Strande hinzogen, oder er tummelte sich im Geiste bereits in den salzigen Meereswogen. Sein Schwesterchen, das zart und klein war, freute sich mehr darauf, Muscheln sammeln und im Sande graben zu können. Aber für beide war die Aussicht gleich verlockend. Die Eltern wurden mit Bitten bestürmt, und sie gaben denn auch, nach einigem Überlegen, ihre Einwilligung, daß Heinrich und Alice die Einladung ihrer Tante annehmen und schon nach einigen Tagen ihre Reise antreten sollten.

Die Zeit verging jetzt den ungeduldig wartenden Kindern viel, viel zu langsam; endlich nahte aber doch der ersehnte Tag der Abreise heran. Eine längere Eisenbahnfahrt brachte die jungen Reisenden an den Ort ihrer Bestimmung. Die Tante empfing sie am Bahnhof und begrüßte sie aufs herzlichste. Sie hatte ihren Neffen und ihre Nichte seit drei Jahren nicht gesehen, und war ganz erstaunt, sie so groß und verändert wieder zu erblicken. Die Kinder ihrerseits erkannten die liebe Tante auch kaum wieder und waren im ersten Augenblick etwas scheu und zurückhaltend. Doch die Aufnahme war so freundlich, das Lächeln der Tante so gewinnend und ihr ganzes Wesen so einnehmend, daß alle Schüchternheit bald überwunden war. Unter heiterm Geplauder schritt die kleine Gesellschaft dem hübschen Häuschen der Tante zu, das reizend in der Nähe des Meeres gelegen war.

Der Tisch war bereits gedeckt, als sie ankamen, und die Kinder ließen sich's gut schmecken; die lange Fahrt hatte ihre Eßlust geweckt. Kaum aber war der erste Hunger gestillt, als nichts mehr sie zurückzuhalten

vermochte; wie zwei junge Füllen sprangen sie hinaus, um die Umgebung ihrer neuen Wohnung einer genauen Besichtigung zu unterziehen.

Nun begann eine schöne Zeit für die Geschwister. Den ganzen Tag liefen sie draußen umher, pflückten Blumen, fuhren Sand in kleinen Schiebkarren, bauten Festungen am Strande und was dergleichen mehr war. Die gute Tante tat ihr Bestes, um den Kindern den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen. Sie schenkte Heinrich ein Schiffchen, das er auf dem Wasser schwimmen lassen konnte, und der kleinen Alice eine kleine Schaufel und ein Eimerchen.

Tante Marie unterschied sich in einem Punkte wesentlich von den Eltern der beiden Kinder. Sie war eine aufrichtige Christin; sie kannte und liebte den Herrn Jesum, und ihres Herzens Wunsch war, Ihm zu dienen und auch mit Anderen von Ihm zu sprechen. Sie wußte, daß Heinrich und Alice zu Hause nie von Jesu hörten, und so wünschte sie sehnlichst, sie mit Ihm und Seiner Liebe bekannt zu machen, und ihnen von dem herrlichen Orte zu erzählen, wo Er jetzt weilt. Auf ihren gemeinsamen Spaziergängen am Strande erzählte sie ihnen denn auch viele Geschichten aus der Bibel und übte hübsche kleine Lieder mit ihnen ein.

Eines Morgens bemerkte Heinrich, — der mit seiner Schwester beschäftigt war, einen großen Sandwall gegen die allmählich steigende Flut aufzuwerfen, während die Tante mit einer Handarbeit in der Nähe saß, — wie einige Jungen an den steilen Felsen, welche den Strand einschlossen, umherkletterten, um Eier zu suchen; denn in den Höhlen und Spalten

der Felsen gab es viele Vogelnester. Sein Interesse war im Nu geweckt, und mit Spannung folgte er den waghalsigen Bewegungen der Knaben.

„Tante Marie", rief er plötzlich, „darf ich mit den Jungen da oben auf den Felsen umherklettern? Ich möchte auch gar zu gern Vogelnester suchen."

„Nein, mein Junge", war die Antwort, „das kann ich dir nicht erlauben. Was jene Knaben tun, ist sehr gefährlich; überdies sind sie an die Felsen gewöhnt, du aber nicht. Bitte, denke nicht mehr daran. Baue mir lieber einmal ein schönes Schloß hier im Sande."

Aber für unseren Heinrich hatten die Sandbauten jetzt jeden Reiz verloren. Wie gebannt hingen seine Blicke voller Bewunderung an den kühnen Knaben. Seine Tante, die dies bemerkte, rief ihn an ihre Seite.

„Soll ich euch eine Geschichte erzählen von einem Jungen, der einmal in seinem Leben auf jene Felsen geklettert ist, und dann nie wieder?" fragte sie.

„O ja! bitte, Tante!" riefen beide wie aus einem Munde, „Geschichten hören wir gar zu gern!" Wall, Graben, Felsen, Vogelnester — alles war vergessen über der Aussicht, eine Geschichte erzählt zu bekommen. Die Kinder lagerten sich neben ihrer Tante in den Sand, und diese begann folgendermaßen:

„Im April vorigen Jahres weilte ein junger Bursche zum Besuch hier am Orte; sein Name war Peter P. Er war ein kräftiger, unternehmungslustiger Junge, der den ganzen Tag auf den Beinen war, um Entdeckungsreisen in die Umgegend zu machen. Eines Tages beschloß er, die Spitze der dort vor

uns liegenden Felsen zu erklettern, um Nester und Vogeleier zu suchen. Seine Bekannten rieten ihm dringend davon ab, weil gerade die Stelle, wo sich die Vogelnester befanden, sehr steil und gefährlich sei, so daß ein Ausgleiten des Fußes verhängnisvoll werden könne. Doch Peter ließ sich nicht raten; er war entschlossen, seinen Willen durchzusetzen. Ganz in der Stille, ohne irgend einem Menschen etwas davon zu sagen, begab er sich eines Nachmittags, es war schon ziemlich spät, zu den betreffenden Felsen und begann hinauf zu klettern. Er kam seinem Ziel nur langsam näher, denn er konnte nicht geradeswegs hinaufklettern, sondern mußte große Umwege machen und sich oft an Sträuchern und Büschen, die hie und da aus den Spalten herauswuchsen, mühsam emporarbeiten. Es war ein höchst leichtsinniges und gefährliches Unternehmen, umsomehr, als er nur wenig Übung in derartigen Kletterkunststücken hatte. Einige Kinder, die am Strande spielten, sahen ihm von unten zu, und in dem Augenblick, als er endlich nach großer Anstrengung die Höhle, in welcher sich die meisten Nester befinden sollten, erreichte, kam auch ein Seemann vorbei. Derselbe blieb stehen und blickte kopfschüttelnd zu dem waghalsigen Burschen empor. „Der Junge hat eine große Dummheit gemacht", brummte er vor sich hin, „es soll mich wundern, ob er mit heiler Haut davonkommt; das Schwierigste kommt erst beim Abstieg, und der Junge scheint mir nicht viel Übung zu haben."

Inzwischen hatte Peter die Höhle nach Nestern durchsucht, aber — nichts gefunden. Somit war

alle aufgewandte Mühe umsonst gewesen. Ärgerlich schickte er sich an, den Rückweg anzutreten. Aber wie? das war jetzt die schwierige Frage. Ratlos blickte er hin und her und schien selbst nicht mehr zu wissen, wie er überhaupt so weit gekommen war. Sein ungeübtes Auge vermochte auf dem glatten Fels keinen Stützpunkt für seine Füße zu entdecken. Ängstlich schaute er sich um. Tief unten standen die Kinder und der Seemann, die entsetzt zu ihm emporblickten. Ihm schwindelte. Er mußte sich schnell wieder umwenden, um nicht seinen Halt zu verlieren. Er machte zwei oder drei unsichere Versuche, hinabzuklettern, und erfaßte dann mit beiden Händen eine vorstehende Felsspitze. Der Seemann unten überlegte, ob er nicht auf den Felsen steigen solle, um dem armen Jungen von oben her ein Seil zuzuwerfen. Aber das würde viel zu lang gedauert haben. Peter konnte sich unmöglich bis dahin an der unsicheren Stelle halten. So blieb er denn stehen und wartete eine Gelegenheit ab, um ihm vielleicht auf andere Weise helfen zu können.

Er sah jetzt, wie Peter die Felsspitze wieder losließ und seinen Weg fortzusetzen versuchte. Da plötzlich geschah, was er befürchtet hatte. Peter glitt aus; ein kleines Gebüsch, an dem er sich festhielt, riß, und mit einem angstvollen Aufschrei fuhr der unglückliche Knabe über die Felsen hinab in die Tiefe. Die Kinder schrieen laut auf vor Schrecken, und selbst der abgehärtete Seemann vermochte einen Schauder nicht zu unterdrücken. Alle meinten den armen Jungen im nächsten Augenblick zerschunden und zerschlagen unten ankommen zu sehen.

Doch zu ihrer Verwunderung geschah das nicht. Als Peter die abschüssigste Stelle erreichte, streckte er noch einmal die Arme weit aus, wie um noch einen letzten Versuch zu seiner Rettung zu machen; und siehe da, es glückte ihm, mit verzweifeltem Griff die Zweige eines großen Straucheſ zu fassen, der, ein Retter in der Not, gerade an der gefährlichsten Stelle aus einer schmalen Felsspalte herauswuchs. Seine Füße fanden zugleich einen Halt auf einem von unten kaum bemerkbaren Absatz des Felsens. Da hing er nun und schrie um Hülfe. Aber wer sollte ihm Hülfe bringen? Es war geradezu unmöglich zu ihm hin zu gelangen. Da plötzlich schoß unserem Seemann ein Gedanke durch den Kopf. „Ja, so wird's gehen", sagte er zu sich selbst; damit trat er dicht an den Felsen heran, stellte sich gerade unter Peter und rief:

„Laß den Strauch los, mein Junge, und laß dich fallen! Ich werde dich hier unten in meinen Armen auffangen, und du wirst, wenn auch mit einigen Verletzungen, doch sicher mit dem Leben davonkommen. Da oben aber bist du verloren; da kann dir niemand helfen."

Peter warf einen furchtsamen Blick nach unten. Die Entfernung zwischen ihm und dem Seemann, der übrigens ein großer, starker Mann war, erschien ihm doch zu groß, als daß er es hätte wagen können, seinem Vorschlag zu folgen. „Nein, es ist mir zu gefährlich", antwortete er mit ängstlicher Stimme.

„Ach was! laß nur den Zweig los!" entgegnete der Matrose; „wenn du da oben bleibst, wirst du vor Kälte erstarren, denn die Nacht kommt heran, und es

wird sehr kühl. Ich selbst kann nicht mehr lange hier stehen bleiben, denn die Flut steigt schon bis an meine Füße. Sei vernünftig und laß dich fallen; ich verspreche dir, daß ich dich sicher in meinen Armen auffangen werde."

„Nein, nein", wiederholte Peter mit entsetztem Blick, „ich tue es nicht. Ich will bis morgen früh hier oben bleiben. Dann wird mir wohl jemand zu Hülfe kommen können."

Es wurde dunkler und dunkler. Der brave Seemann setzte noch eine Zeitlang seine Bemühungen fort, den Knaben zu bewegen, den Zweig loszulassen und sich seinen starken Armen anzuvertrauen. Aber alles war umsonst; Peter wollte seinem Wort nicht glauben. Der kühne Mann wurde schließlich durch die immer höher steigenden Wogen gezwungen, seinen Standpunkt zu verlassen, wollte er nicht selbst sein Leben einbüßen. Das Wasser stieg ihm schon beinahe bis an die Brust, als er sich einen Weg um die Felsen herum bahnte. So rasch er konnte, eilte er dann ins Dorf und erzählte einigen Männern, was vorgefallen war. Diese schafften schnell ein langes Seil herbei, liefen zum Strande und erkletterten von einer anderen Seite den Felsen, auf welchem sich der unglückliche Knabe befand. Doch ihre Bemühungen, ihn zu retten, waren erfolglos. Sie wagten sich so weit wie möglich vor, aber selbst von dem äußersten Vorsprung aus vermochten sie den armen Jungen nicht einmal zu erblicken, geschweige denn ihm ein Seil zuzuwerfen. Aber wenn dies auch möglich gewesen wäre, hätte es ihm doch wohl nichts genützt; denn Peter wäre sicherlich nicht imstande gewesen,

mit seinen durch die Kälte erstarrten Fingern das Seil zu fassen und sich daran emporziehen zu lassen. Er war verloren, unrettbar verloren. Ach! warum hatte er nicht den freundlichen Worten des Seemanns geglaubt?

Am folgenden Tage spülten die Wogen seinen Leichnam ans Ufer. Er war ohne Zweifel während der Nacht vom Felsen ins Wasser hinabgestürzt."

Hiermit schloß Tante Marie ihre Erzählung. Die Kinder hatten ihr mit stets wachsender Spannung zugehört und riefen jetzt laut: „O Tante Marie! warum hat er sich nicht in die Arme des guten Seemanns fallen lassen? Dann wäre er gerettet worden."

„Ja, meine lieben Kinder, das kam daher, weil er den Worten des Seemanns keinen Glauben schenken wollte. Er machte es wie viele Leute, die ich kenne: er hielt es für sicherer, sich auf seine eigene Kraft zu verlassen."

„Ich würde aber hinabgesprungen sein, Tante", sagte Heinrich.

„Sage das nicht zu schnell, mein lieber Junge", entgegnete Tante Marie mit freundlichem Ernst. „Sieh, ich will dich einmal, freilich auf etwas andere Weise, auf die Probe stellen, und dann wird sich's zeigen, ob du wirklich klüger und verständiger bist als Peter und die meisten deiner Kameraden. Aber zuerst beantworte mir folgende Frage: Wenn ich dir heute sagen würde, du befändest dich in einer großen Gefahr, könntest aber dieser Gefahr durch Verrichtung einer sehr einfachen Sache entgehen, und zwar im Vertrauen auf Einen, der viel, viel stärker und mit-

leidiger ist als jener Seemann, würdest du dann wohl auf mich hören und tun, wozu ich dich auffordern würde?"

„Sicher, Tante", rief Heinrich eifrig; „ich bin kein Feigling". Wahrscheinlich dachte er, seine Tante stehe im Begriff, ihn mit der Ausführung irgend einer kühnen Tat zu betrauen.

„Schön; dann hört mir einmal beide gut zu. Bis jetzt seid ihr viel eurem eigenen Willen gefolgt, nicht wahr? Ihr seid manchmal euren Eltern ungehorsam gewesen, habt auch hie und da nicht die Wahrheit gesprochen, seid zornig geworden, und dergl. mehr. Mit anderen Worten, ihr habt den Willen Gottes, der euch erschaffen hat und alles sieht und weiß, nicht erfüllt; ihr seid Sünder. So wie ihr seid, könnt ihr nicht mit glücklichem Herzen an den heiligen Gott denken; im Gegenteil, ihr müßt euch fürchten, Ihm zu begegnen. Eure Füße sind ausgeglitten: ihr seid in großer Gefahr. Gleich dem armen Peter befindet ihr euch am Rande eines schrecklichen Abgrundes, in welchen ihr jeden Augenblick hinabstürzen könnt, um dann an einem furchtbaren Orte anzukommen, von welchem euch nichts mehr zu erretten vermag! — Allein Gott will nicht, daß ihr verloren gehet. Er läßt deshalb in diesem Augenblick eine Einladung an euch ergehen, ja, nicht nur an euch, sondern auch an alle diejenigen, welche sich in derselben Gefahr befinden wie ihr; alle werden aufgefordert, sich in die Arme des Herrn Jesu zu werfen, der mächtig ist, sie zu erretten. Er weiß, daß alle, welche wie Peter auf ihre eigene Kraft vertrauen und sich von Ihm fern halten, verloren gehen; deshalb

sendet Er Seine Diener aus, um sie dringend zu bitten, doch unverzüglich zu Jesu zu kommen. So möchte ich euch auch jetzt bitten, zu dem teuren Heilande zu eilen und an Ihn zu glauben, der am Kreuze Sein Blut für euch vergossen hat."

Die beiden Kinder sahen recht ernst und bekümmert aus. Solche Worte hatten sie noch nie gehört. Endlich fragte Heinrich zögernd: „Was heißt denn das: „verloren gehen", Tante?"

„Verloren gehen heißt: für immer von Gott entfernt sein, an einem Orte ewiger, schrecklicher Qualen, wo, wie der Herr Jesus sagt, der Wurm nicht stirbt und das Feuer nicht erlischt. Es heißt: ganz elend und verlassen sein und niemanden haben, der Trost zu spenden vermag."

„Aber, Tante, das ist ja schrecklich", meinte der Knabe; „gehen denn alle Menschen verloren? Alle haben doch schon Böses getan!"

„Ja, mein Kind, alle Menschen sind Sünder, und Gott ist heilig und gerecht. Er kann die Sünde nicht sehen und muß die sündigen Menschen bestrafen. Aber Er will das nicht gern tun. Er liebt die Menschen trotz ihrer Sünden, und in Seiner unendlichen Liebe hat Er ein Mittel gefunden, um die Strafe von ihnen abzuwenden. Er hat Seinen eingeborenen Sohn in die Welt gesandt, damit Er am Kreuz für sie den Tod erleide. Jesus hat die Strafe auf sich genommen, die wir, ihr und ich, verdient haben, und Sein Blut vermag uns von aller Sünde zu reinigen. Die Gerechtigkeit Gottes ist völlig befriedigt. Und jetzt weilt der Herr Jesus in der Herrlichkeit droben zur Rechten des Vaters, und alle, die an Ihn glau-

ben und Ihn lieben, werden dort einst um Ihn versammelt sein. Darum, meine lieben Kinder, macht es nicht wie der arme Peter! Sagt nicht wie er: „Ich will lieber da bleiben, wo ich bin". Nehmt den Herrn Jesum als euren Heiland an, werft euch in Seine ausgebreiteten Arme, vertraut völlig Ihm und Seiner Liebe; dann werdet ihr wahrhaft glücklich sein und mit freudigem Herzen Ihm danken schon hier auf der Erde und bald mit allen Erlösten im Himmel droben."

Die Worte der Tante hatten auf beide Kinder einen tiefen Eindruck gemacht, besonders auf Heinrich. Er dachte nicht mehr daran, auf den Felsen zu klettern. Das Gehörte hatte sein ganzes Interesse erregt; nie war ihm derartiges zu Ohren gekommen, und sein Wunsch war, mehr über diesen Gegenstand zu vernehmen.

Als er am Abend nach Hause kam, ging er ganz allein in sein Schlafzimmer, warf sich dort auf die Kniee und bat den Herrn, ihm doch die Gnade zu schenken, daß er völlig dem Worte Gottes glauben und vertrauen könne. Auch bekannte er Ihm, daß er schon viel Böses getan habe, und flehte dann um die Vergebung aller seiner Sünden. Es war ihm heiliger Ernst mit dieser Bitte, und Gott erhörte sie. Heinrich fand Frieden und Heil in dem Glauben an das vollbrachte Werk Jesu Christi, lange bevor er wieder zu seinen Eltern zurückkehrte.

Auch die kleine Alice hatte die ernste und frohe Botschaft nicht umsonst vernommen. Fortan verlangte sie immer mehr über den guten Hirten zu hören, der die Kinder so lieb habe. Es war eine

wahre Freude, ihrem kindlichen Geplauder zuzuhören und das Fortschreiten des Werkes des Heiligen Geistes in ihrem jungen Herzen zu beobachten.

Nach Verlauf von etwa sechs Wochen reisten die beiden Geschwister zu ihren Eltern zurück und erzählten diesen alles, was die Tante ihnen über die Liebe des Herrn Jesu mitgeteilt und was sie selbst in ihrem Innern erfahren hatten. Ob ihre kindlichen Worte Eindruck auf die Herzen der Eltern gemacht haben, vermag ich nicht zu sagen. Eins aber weiß ich, und Tante Marie hat dem Herrn oft dafür gedankt, daß es nämlich fortan die Freude der beiden Kinder war, zur Ehre ihres guten Herrn zu wandeln, und daß sie wünschten, Ihm zu dienen mit ihrer ganzen, wenn auch geringen Kraft. Und wir dürfen versichert sein, daß ein solch ernstes Begehren niemals unbelohnt bleiben wird.

Eine treue Mannschaft.

Heftiger Sturm wütet im Kanal. Ein gutgebauter kleiner Kutter*) kämpft tapfer mit den gewaltigen Wogen, die ihn unter sich zu begraben drohen. Wird er dem mächtigen Feinde standzuhalten vermögen? Man möchte es fast bezweifeln. Doch siehe, der Sturm läßt nach, die aufgeregten Wellen beruhigen sich, und wenn das Meer auch noch einige Zeit kochend und schäumend grollt, das Schiff ist

*) Ein einmastiges, infolge seiner Bauart und Takelung schnell segelndes Schiff.

gerettet und steuert in voller Fahrt dem Hafen und der Heimat zu.

Als der Morgen graut, ist das Meer wieder ruhig und das Wetter heiter und klar. Da wird durch den Ausguck-Mann die Aufmerksamkeit des Kapitäns auf einen schwarzen Punkt am Horizont gelenkt; er richtet sein Fernrohr dorthin und erkennt in dem Gegenstand ein Schiff ohne Masten, offenbar in Not. Sogleich ändert er seinen Kurs, und steuert unter Beisetzung aller Segel auf das fremde Schiff los. Schon nach kurzer Zeit liegt der Kutter an der Seite des schwer rollenden, anscheinend gänzlich verlassenen Fahrzeuges. Mit einigen Leuten begibt sich der Kapitän an Bord des fremden Schiffes, um es näher zu besichtigen. Überall herrscht Totenstille, nur unterbrochen von dem Rasseln der Ketten, das durch das Rollen des Schiffes verursacht wird.

Sie steigen in die inneren Räume des Fahrzeuges hinab, besichtigen die Kabinen — überall dasselbe beängstigende Schweigen. Schließlich dringen sie in die Kajüte des Kapitäns ein und fahren erschreckt einen Schritt zurück. Vor ihnen liegt, lang ausgestreckt, eine regungslose Gestalt. Einst ein lebender, kühner Mann wie sie selbst, ist er jetzt eine Leiche, von den Seinigen auf dem Wrack zurückgelassen; die rauschenden Wogen singen ihm ununterbrochen ihr eintöniges Schlummerlied. Sein Körper ist mit einer ausländischen Flagge bedeckt.

Was mag das alles bedeuten? Wer hat den Tod des Mannes verursacht? Wo ist die Schiffsmannschaft? Diese und andere Fragen fuhren dem Kapitän und seinen Leuten mit Blitzesschnelle durch

den Kopf, ohne daß sie eine Antwort darauf zu finden vermochten. Das Beste war, das Schiff ins Schlepptau zu nehmen und so schnell wie möglich den nächsten englischen Hafen aufzusuchen. Dort ließ sich vielleicht das Rätsel lösen.

So geschah es denn auch, und schon nach einigen Stunden langte Kapitän L. wohlbehalten mit den beiden Schiffen im Hafen an. Es wurde sofort öffentlich bekannt gemacht, daß ein Segelschiff in dem und dem Zustande aufgefunden worden sei. Die Neuigkeit verbreitete sich rasch, und bevor der Tag zu Ende ging, erschien eine Schar ausländischer Seeleute und wies sich als die Mannschaft des fremden Fahrzeugs aus.

Über ihre Erlebnisse befragt, teilten sie in gebrochener Sprache folgendes mit:

Ihr Fahrzeug war ein Kauffahrteischiff, das zwischen ihrer Heimat und London hin und her fuhr. Sie hatten bei der letzten Fahrt ihre Ladung in London gelöscht und befanden sich mit Rückfracht auf der Heimreise, als sie von dem Sturm überrascht wurden. Eine heftige Bö hatte den Hauptmast umgerissen; dieser hatte beim Niederstürzen ihren armen Kapitän getroffen und ihn zu Tode verwundet. Mehrere von ihnen, unter anderen auch der Bruder des Kapitäns, hatten den Schwerverletzten in seine Kajüte getragen und trotz des Sturmes alles für ihn getan, was sie zu tun vermochten.

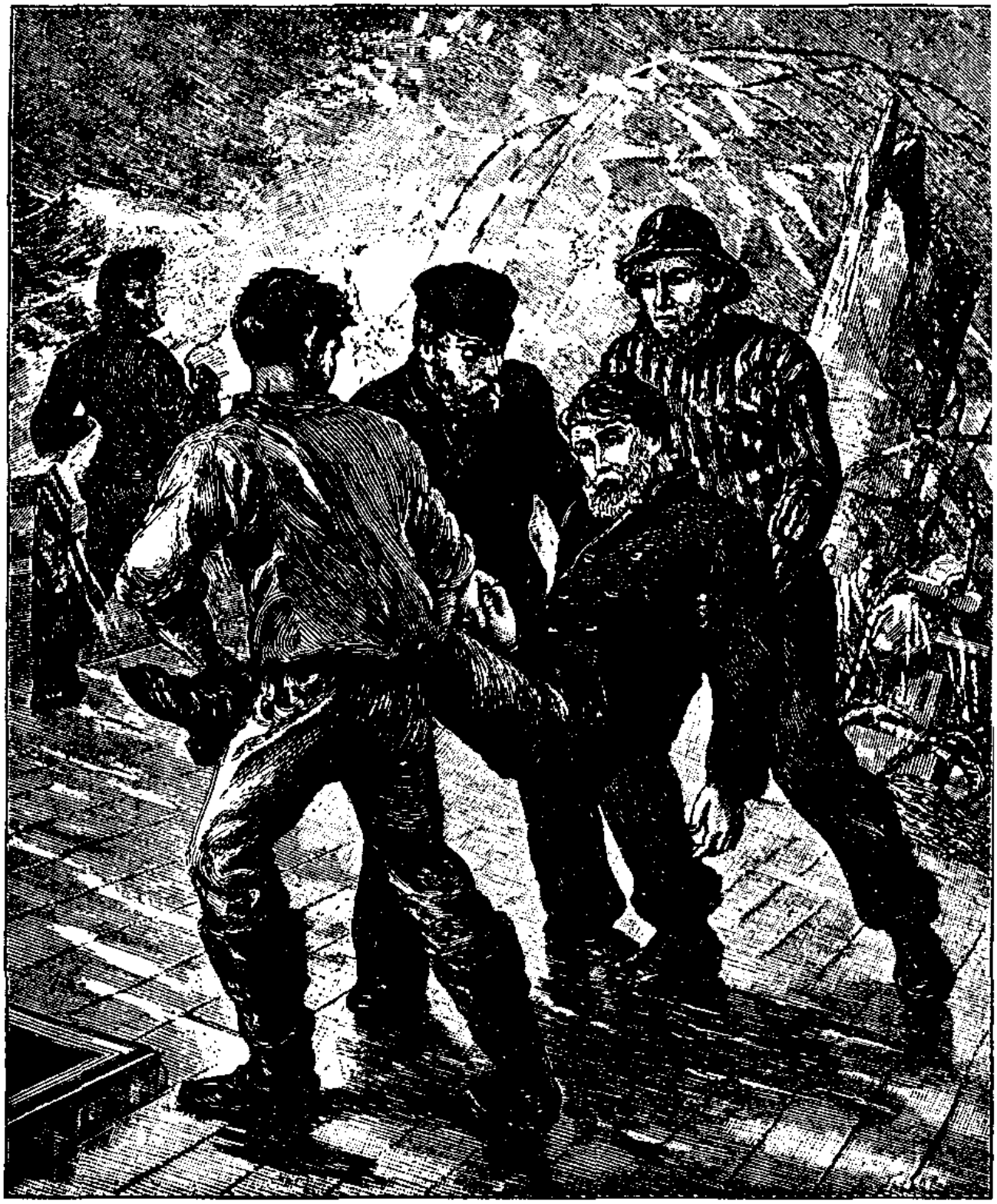
Als der Sturm unausgesetzt an Heftigkeit zunahm und die Wogen mit immer furchtbarerer Gewalt über das Schiff schlugen, so daß die Lage äußerst gefährlich wurde, forderte der Kapitän seine

Leute auf, ja, er bat sie dringend, das Boot herabzulassen und zu versuchen, das Land zu erreichen. Er fühlte, daß seine Stunden gezählt waren. Warum sollten die braven Leute also auf dem Schiffe bleiben, das sich immer mehr mit Wasser füllte, und so einem fast gewissen Tode entgegengehen? Die Hoffnung war doch vorhanden, daß sie mit dem Boote ihr Leben retten konnten. Doch niemand, weder der Bruder noch einer der Matrosen, wollte seinen sterbenden Kapitän verlassen; sie waren entschlossen, bis zum letzten Augenblick bei ihm auszuharren, dann erst wollten sie versuchen, die Küste zu erreichen. Den Einwurf, daß es dann vielleicht zu spät sein würde, wiesen sie mit den Worten zurück: „Gut, dann sterben wir; aber auf keinen Fall lassen wir unseren Kapitän lebend allein auf dem Wrack zurück".

Der Sturm wütete weiter. Alle Hoffnung, das Schiff und damit auch ihr Leben zu retten, schien verloren. Da starb der Kapitän. Dieser Umstand gab den treuen Leuten die Freiheit, das Boot ins Meer zu lassen. Den Körper ihres toten Kapitäns bedeckten sie mit der Schiffsflagge und verließen dann das Fahrzeug in dem traurigen Gedanken, daß es nun bald eine Beute des Meeres werden würde. Wir wissen, was in Wirklichkeit sein Los war.

Es machte den treuen Leuten noch eine besondere Freude, ihren geliebten Kapitän am Lande bestatten zu können und so seinen fernen Angehörigen die Möglichkeit zu verschaffen, wenigstens die letzte Ruhestätte ihres geliebten Verwandten auf dem stillen Friedhofe zu W. besuchen zu können.

Als ich von obiger Begebenheit erzählen hörte,



wie diese Männer in treuer Gesinnung ihr Leben aufs Spiel setzten, um bei ihrem sterbenden Kapitän bis zum letzten Augenblick auszuharren, da mußte ich unwillkürlich an eine Liebe denken, die, weit tiefer und stärker als die Liebe jener braven Seeleute, sich an mir erwiesen hat und sich auch so gern an den lieben jungen Freunden, welche diese Zeilen lesen, erweisen möchte. Das kostbare Bild des Herrn Jesu, meines teuren Heilands, erschien vor meinem Geistesauge. Er gab Sein Leben für mich dahin und starb freiwillig an meiner Statt. Er ließ sich durch nichts auf Seinem Wege aufhalten. Er ruhte nicht eher, bis Er ausrufen konnte: „Es ist vollbracht!" Habt ihr schon einmal über diese Liebe nachgedacht, meine jungen Leser? Habt ihr auf ihre freundlich einladende Stimme geantwortet?

Ihr wißt, daß ihr von euren Eltern und Geschwistern geliebt werdet, nicht wahr? Und welch ein reicher Schatz ist diese Liebe! Aber nun bedenkt einmal, daß der mächtige Gott des Himmels und der Erde Seinen eigenen Sohn für euch in den Tod gab! Diese Liebe übertrifft bei weitem Vater-, Mutter- und Geschwisterliebe. Gott schonte Seines eigenen geliebten Sohnes nicht, um Seine Feinde verschonen zu können! Habt ihr Ihm je für solche Liebe gedankt? Wenn nicht, so fallt auf eure Kniee, jetzt, in diesem Augenblick, bekennt Ihm eure Sünden, eure Gleichgültigkeit und Gefühllosigkeit, und glaubt an diese Seine unermeßliche Liebe! Nur auf diesem Wege kann euch Heil und Rettung werden.

„Dann das Ende."

„Dann das Ende, wenn Er (Christus) das Reich dem Gott und Vater übergibt, wenn Er weggetan haben wird alle Herrschaft und alle Gewalt und Macht." (1. Kor. 15, 24.)

Was ist das Ende des Menschen? Ist es der Tod oder das Gericht? Ja und nein. Das eigentliche Ende ist die Ewigkeit.

Selten schweift der Blick des natürlichen Menschen über die Stunde hinaus, in welcher die Seele den Körper verläßt. Sehr wenige können überhaupt sagen, was diese Stunde ihnen bringen wird. Dichte Finsternis lagert über den letzten Augenblicken ihres Lebens, noch dichtere über der Ewigkeit. Wie ganz anders steht es mit dem Gläubigen! Der Blick in die Zukunft bedeutet für ihn Licht und Freude; mit glücklichem Herzen kann er im Worte Gottes lesen, was die Ewigkeit für ihn sein wird.

Wir bitten unseren Leser, der noch nicht in Christo geborgen ist, dem noch die Welt, wie er meint, viel Freude und Glück bietet, einmal in aller Aufrichtigkeit des Herzens über diese ernsten Worte nachzusinnen: Dann das Ende. Die irdischen Freuden und Vergnügungen, ja, die Welt selbst, alles eilt mit Riesenschritten dem Ende zu. Ruhm und Ehre, Reichtum und Vergnügungen, auch die Kriege und Streitigkeiten der Völker, sowie die Anstrengungen des Einzelnen, die Kräfte der Natur unter seine Gewalt zu bekommen und sich dienstbar zu machen, alles hat ein Ende. Nicht mehr lange, und Christus wird wieder auf Erden erscheinen; doch nicht wie ehedem, als der arme, verachtete Jesus

von Nazareth, sondern als Herr und Gebieter. Er wird alles Böse unterdrücken und diejenigen richten, welche gottlos leben. Doch wird Seine Herrschaft über die Erde nur eine bestimmte Zeit währen. Hernach werden Erde und Meer die Toten wiedergeben, die in ihnen sind, und diese werden zu einem anderen Leben erwachen. Dann werden Erde und Himmel entfliehen, und keine Stätte wird für sie gefunden werden. Der große, weiße Thron des Gerichts wird aufgerichtet werden, und alle Toten, die Großen und die Kleinen, die Vornehmen und die Geringen, werden vor dem Throne stehen und gerichtet werden nach dem, was in den Büchern Gottes geschrieben steht, nach ihren Werken; und alle, deren Namen nicht geschrieben gefunden werden in dem Buche des Lebens, werden in den Feuersee geworfen werden. Dort wird ihr Platz sein, an jenem schrecklichen Orte, der bereitet ist dem Teufel und seinen Engeln. (Vergl. Offbg. 20, 11—15.)

Das ist das Ende der gottlosen Sünder. Nichts wird dann mehr sein, wonach sie ausschauen könnten; kein Tagesanbruch ist mehr zu erwarten, kein Hoffnungsstrahl wird mehr leuchten. Das Ende ist gekommen, das endlose Ende; ein Zustand, der ununterbrochen und unveränderlich währt von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Wenden wir jetzt unseren Blick von dem furchtbaren Ende der Gottlosen zu dem der Gerechten. Welch ein Unterschied! Der Himmel hat seine Bewohner empfangen, und die unzählbare Schar der Erlösten umgibt den Thron des Erlösers. „Von der Mühsal Seiner Seele wird Er Frucht sehen und sich

sättigen", lesen wir von Ihm; und: „Seine Knechte werden Ihm dienen, und sie werden Sein Angesicht sehen; und Sein Name wird an ihren Stirnen sein". (Jes. 53, 11; Offbg. 22, 3. 4.) In der Fülle jenes Lichtes wird Liebe jedes Herz erfüllen. Der letzte Feind, der Tod, ist hinweggetan; Kummer und Tränen werden nie mehr gefunden werden; alle Feinde sind unter die Füße Christi gelegt, und alle entgegenstehende Herrschaft und Gewalt ist vernichtet. Der Herr selbst wird das Reich Seinem Gott und Vater übergeben haben. Das wird das gesegnete Ende, der ewige Zustand derer sein, welche schon jetzt, in dieser Welt, an den Namen des Sohnes Gottes glauben. Keiner wird da sein, der nicht voll Freude und Friede wäre; nicht der geringste Name derer, welche Christum lieb haben, wird übersehen oder vergessen sein. Alle werden um Gott und das Lamm geschart stehen in der nie endenden Herrlichkeit und Freude der Ewigkeit.

Teurer Leser! Du selbst hast dir in der kurzen Zeit dieses Lebens dein Ende zu wählen: das Ende derer, die in Christo sind, d. h. eine herrliche und glückselige Ewigkeit, oder das Ende derer, die außer Christo sind, d. i. den Feuersee mit allen seinen Schrecken. „Wer den Sohn hat, hat das Leben; wer den Sohn Gottes nicht hat, hat das Leben nicht." (1. Joh. 5, 12.) Alle Segnung ist mit Christo verbunden. Ohne Ihn sterben bedeutet: Ihm einst als dem Richter gegenüberstehen müssen; und Ihm als dem Richter zu begegnen, kann nur die eine furchtbare Folge haben: zu dem Feuersee verurteilt zu werden, der mit Feuer

und Schwefel brennt, dessen Flammen nie, nie erlöschen.

So hängt deine Ewigkeit so zu sagen an dem Faden deines Lebens, an jenem dünnen Faden, der bei jedem Ticken der Uhr schwächer wird, und welcher plötzlich reißen und dich in die furchtbare Ewigkeit versinken lassen kann. Tausende von Seelen gehen so von Jahr zu Jahr in unerwarteter Weise in die Ewigkeit hinüber. Viele haben jahrelang mit ihren Seelen und ihrem Ende gespielt, bis ein plötzlicher Tod sie abrief. Ach! unmittelbar nach ihrem Abscheiden aus diesem Leben erfahren sie, daß alles, was Gott in Seinem Worte sagt, wahr ist, und daß die Ewigkeit nichts als Finsternis und Qual für sie birgt.

Doch für dich, der du diese Zeilen liesest, hat die Ewigkeit noch nicht begonnen. Du stehst noch vor der ernsten Wahl. Gott stellt dir noch Seine Barmherzigkeit vor Augen und ruft dir durch Seinen Geist in Liebe und Warnung das kurze, aber so bedeutungsvolle Wort „Heute" zu. „Heute, wenn du Seine Stimme hörst, verhärte dein Herz nicht!" — „Siehe, jetzt ist die wohlangenehme Zeit; siehe, jetzt ist der Tag des Heils." (2. Kor. 6, 2.) Jetzt kannst du errettet werden. Jetzt kannst du Vergebung deiner Sünden finden. Jetzt wird dir ewiges Leben umsonst angeboten. Jetzt ist dir des Himmels Tür geöffnet, und du kannst eintreten. Aber vergiß nicht: jetzt flieht auch deine Lebenszeit rasch dahin, und Satan flüstert dir zu: „Jetzt ist die Zeit, Ruhm, Ehre und Reichtum zu erwerben und dich an den Vergnügungen, die diese schöne Welt dir bietet, zu

ergötzen". O höre nicht auf ihn, den Lügner von Anfang, den Betrüger und Verführer! Stelle ihm eine Frage und sieh zu, was er dir antworten kann. Frage ihn, was das Ende des Weges sei, den er dich führen will. Er wird verstummen, denn er weiß sehr wohl, daß es eine Hölle gibt. Er weiß auch, daß Gott treu und wahrhaftig ist, und daß Seine Strafe eine ewige sein wird, so wie Gottes Thron feststeht in Ewigkeit. Er weiß, daß nicht ein Jota von dem Worte Gottes unerfüllt bleiben wird. Ja, „auch die Teufel glauben und zittern".

Darum noch einmal: Laß dich nicht länger von dem Gott dieser Welt verblenden! Seine Regierung und Macht werden bald zu Ende sein. Nein, eile zu Jesu, gerade so wie du bist, mit deiner ganzen Sündenschuld! Bei Ihm wirst du Glück und Frieden und ewiges Leben finden. Welche Liebe tritt dir in Jesu entgegen, in Seinen Worten, in Seinen Taten! Er liebt dich; und alle deine Sünden, so viele ihrer sein mögen, sind für immer hinweggetan, sobald du Jesum Christum und Sein großes, auf Golgatha vollbrachtes Versöhnungswerk in aufrichtigem Glauben des Herzens annimmst. Das Ende des Zornes Gottes wider die Sünden, die Jesus auf dem Kreuze trug, hat vor fast 1900 Jahren stattgefunden. Da leerte Sein teurer Sohn den bittern Kelch des Zornes und Grimmes des gerechten Gottes bis zur Neige, und nun ist allen denen, die da glauben, ein Kelch endloser Segnung zu teil geworden. Alle die, für welche Christus starb, sind bereits an dem Ende der Sünde und des Zornes angelangt. Ihnen winkt nur noch ein großes und herrliches Ende, wann

diese Zeit von der Ewigkeit verschlungen werden wird. (Vergl. Offenb. 21, 1—7.)

O mein lieber Leser, laß dich fragen: Welches Ende hast du zu erwarten? Ein Ende bei Christo, in ewiger Herrlichkeit und Freude? Wohl dir dann! Oder mußt du noch mit Furcht und Zittern der Zukunft entgegenblicken? Denke an die ernsten Worte des Herrn der Herrlichkeit: „Siehe, ich komme bald, und mein Lohn mit mir, um einem jeden zu vergelten, wie sein Werk sein wird". (Offbg. 22, 12.)

Aus dem Zuchthaus ins Armenhaus, und dann sterben!

Wer kennt nicht das gewerbfleißige, industriereiche Städtchen Remscheid im bergischen Lande? Städtchen Remscheid? Nein, so dürfen wir es heute nicht mehr nennen; es ist in den letzten Jahrzehnten zu einer ansehnlichen „Stadt" herangewachsen, die von der Anhöhe, auf welcher sie erbaut ist, stolz hinausschaut ins „Land der Berge", und deren Name in der ganzen Welt als ein Hauptplatz für Kleineisen- und Stahlindustrie rühmlichst bekannt geworden ist. Werkzeuge aller Art, besonders Feilen, dann Kaffeemühlen, Schlittschuhe 2c. werden in großen Mengen in Remscheid hergestellt und in aller Herren Länder versandt. Umfangreiche Fabriken und kleinere Werkstätten gibt's in großer Zahl, in welchen die Herdfeuer glühen, die Gebläse summen, und wo kunstvolle Maschinen und emsige Menschenhände miteinander

wetteifern, um den Ruhm der Stadt zu erhalten und zu mehren.

In eine dieser kleineren Werkstätten führe ich den freundlichen Leser. Es ist um das Jahr 1872. Der Krieg mit Frankreich ist seit etwa einem Jahre beendet, und nach langer schwerer Zeit haben die Geschäfte wieder aufzublühen begonnen in nie geahnter Weise. Auch bei Meister Jakob, wie wir ihn nennen wollen*), gibt's tüchtig Arbeit; acht bis zehn Gesellen und einige Lehrlinge schaffen an Ambos und Drehbank von früh bis spät lustig darauf los.

Die Werkstätte von Meister Jakob unterschied sich in einer Beziehung von vielen ihresgleichen. Fluchen und Branntweintrinken, zwei Dinge, die in Remscheid bekanntlich sehr im Schwange sind, waren hier verboten. Meister Jakob war ein „Frommer" oder „Feiner", wie die Leute sagten. „Kopfhänger" konnten sie ihn nicht nennen, denn das war er nicht; im Gegenteil, er war ein munterer Mann und sang für sein Leben gern. Es war seine Gewohnheit, jeden Tag einige Lieder in der Werkstatt singen zu lassen; wenn die Arbeit gerade ein wenig ruhte, stellte er sich in der Mitte des Arbeitsraumes auf und sagte einige Strophen laut vor. Mehrere der Schmiede und Schlosser fielen mit kräftiger Stimme ein, wenn er die Melodie anstimmte; die anderen hörten wenigstens zu. Besonders gern sang er: „Ich bete an die Macht der Liebe, die sich in Jesu offenbart", oder: „Es ist ein Born, draus heil'ges

*) Da mehrere der in dieser Erzählung vorkommenden Personen noch leben, sind die Namen nicht genau angegeben.

Blut für arme Sünder quillt", oder: „Wüßten's doch die Leute, wie's beim Heiland ist" u. s. w.

Um die oben angegebene Zeit trat ein neuer Lehrling, Namens Heinrich, in die Werkstatt ein. Er kam aus guter, christlicher Umgebung und hatte schon von seinen Schuljahren an die Versammlungen der Kinder Gottes besucht, war auch nicht ohne ernste Eindrücke geblieben. Doch lassen wir ihn seine Erlebnisse selbst erzählen:

Als ich bei Meister Jakob in die Lehre trat, freute ich mich, in ihm einen entschieden gläubigen Mann zu finden. Ich war noch nicht meines Heiles gewiß, wünschte aber sehnlichst, es zu werden. So war es denn ganz natürlich, daß ich mich eng an meinen Meister anschloß. Ich begleitete ihn stets, wenn er irgendwohin ging, um im Kreise der Gläubigen das Wort Gottes zu lesen, sich mit ihnen zu erbauen oder dergleichen. Dies geschah wöchentlich einmal. Jeden Tag aber wurde in seinem Hause nach dem Frühstück eine kleine Andacht gehalten, gelesen und gebetet.

Unter diesen Verhältnissen gingen meine Lehrjahre um. Ich wurde Geselle, aber ich hatte noch immer nicht Frieden mit Gott gefunden. Ich war, das wußte ich, ein rettungslos verlorener Sünder. Der Himmel war nicht für mich; alle anderen mochten hineinkommen, nur ich nicht. Trotzdem wurde ich von den anderen Gesellen auf dieselbe Stufe gestellt wie der Meister und diente oft als Zielscheibe ihres Spottes. Nur einige waren freundlich. Zu den Spöttern gehörte besonders ein gewisser Albert R., ein sehr aufgeregter Mensch, der, wenn er in Wut geriet, sich wie ein Unsinniger gebärdete. Alle fürch-

teten sich vor ihm. Einmal geschah es sogar, daß die ganze Arbeit seinetwegen ruhen mußte, denn alle waren vor ihm geflüchtet. Er raste wie ein wütender Stier in der Werkstatt umher; weißer Schaum quoll ihm aus dem Munde und färbte seine Brust. Wenn er nicht ein so tüchtiger Arbeiter gewesen wäre, hätte der Meister ihn längst entlassen. So behielt er ihn, und in der Stille beschäftigte sich auch der Herr mit ihm, so wenig er es sich selbst eingestehen mochte.

Eines Morgens trat er nämlich in die Wohnstube des Meisters und fragte ihn, ob es wahr sei, daß ein Mensch in dieser Zeit schon wissen könne, daß er in den Himmel komme. Als der Meister die Frage bejahte, forschte er weiter: „Wissen Sie denn ganz sicher, daß Sie in den Himmel kommen?"

„Ja, ganz sicher", antwortete Meister Jakob in freudigem Tone; „Gott selbst sagt es mir in Seinem Worte. Und Sie können es auch wissen, Albert, wenn Sie wollen. Wer als ein bußfertiger Sünder zum Heilande kommt, empfängt sowohl die Gewißheit der Vergebung seiner Sünden, als auch die bestimmte Zusicherung, daß sein Weg im Himmel endet."

„Dann will ich auch noch Heinrich fragen", meinte er und trat zu mir in die Werkstatt mit den Worten:

„Sag, Heinrich, weißt du, daß du in den Himmel kommst?"

Ich war auf die Frage keineswegs vorbereitet. Ganz betroffen stand ich da. Wenn ich „Ja" sagte, so war ich ein Lügner; sagte ich „Nein", so brachte ich, das fühlte ich wohl, das Christentum bei R.

völlig in Mißkredit. Aber durfte ich lügen? Nein! So sagte ich denn nach einigem Zögern, ich wisse es nicht.

Das Gefürchtete trat ein. R. rief mit verächtlicher Gebärde: „Dann ist der Meister ein Lügner, und alle Christen sind Heuchler! Wenn du nicht sagen kannst, daß du in den Himmel kommst, dann kann es der Meister auch nicht."

Von jenem Augenblick an wollte er nichts mehr von Bekehrung wissen und setzte sein wüstes Leben wenn möglich noch schlimmer fort als vorher. Auf mich hatte die kurze Unterredung einen geradezu niederschmetternden Eindruck gemacht. Daß ich dem unglücklichen Manne eine solche Antwort hatte geben müssen, drückte mich schier zu Boden. Wenn ich nur irgend einen freien Augenblick hatte, suchte ich die Einsamkeit auf, warf mich auf meine Kniee und klagte dem Herrn meine Not und bekannte Ihm meinen traurigen Zustand. O wie habe ich in jenen Tagen zu Ihm geschrieen! Und, Sein Name sei gepriesen! Er hörte auf mein Flehen und erbarmte sich meiner. Ich durfte im Glauben erkennen, daß auch meine Sünden auf dem Kreuze getragen und für immerdar hinweggetan waren. Ein Traktat, der mir in diesen Tagen in die Hände fiel, wurde mir zu besonderem Segen. Er begann mit den Worten: „Du möchtest auch gern selig werden; warum bist du es nicht schon?" Ich las ihn und fand Frieden für mein armes, geplagtes Herz. Nun konnte ich auch Dankeslieder singen zum Preise meines Heilandes, der für mich auf Golgatha starb.

Das war vielleicht vierzehn Tage nach der oben erzählten Unterredung. Sobald ich meiner Sache

gewiß war, eilte ich zu R., um ihm zu sagen, daß ich nun auch errettet sei und sicher wisse, daß ich in den Himmel komme. Aber er lachte mich aus und meinte, ich sage das jetzt nur dem Meister zu Gefallen. Nicht lange danach nahm er andere Arbeit an und verließ unsere Werkstatt. Auch ich blieb nicht mehr lange in meiner alten Stellung, sondern ging nach Essen, wo ich lohnende Arbeit fand. Die Erinnerung an die Vorgänge in Remscheid verblaßte allmählich.

Es vergingen fünfzehn Jahre. Ich war immer noch in Essen und arbeitete mit einem jungen Manne, Namens P., in der Eisenbahnwerkstätte. P. war der stärkste Mann auf dem ganzen Bahnhof. Das bewies er einst auf folgende Weise: Wir mußten eine schwere eiserne Stange zur Werkstatt tragen. Vier von uns bemühten sich vergeblich, sie auf unsere Schulter zu heben. Als P. das sah, trat er herzu, rief: „Alle weg!“ legte sich die Stange ganz allein auf die Schulter und trug sie zur Werkstätte.

P. war Katholik und ein leidenschaftlicher Trinker; auch führte er mit Vorliebe die schmutzigsten Redensarten. Alle Warnungen und gelegentlichen freundlichen Vorstellungen nützten nichts. Endlich verbreitete sich das Gerücht, er habe ein schweres Verbrechen begangen. Er wurde verhaftet, überführt und zu fünf Jahren Zuchthaus verurteilt. So entschwand auch P. bald meinem Gedächtnis.

Fünf Jahre später gehe ich eines Sonntagmorgens auf der Landstraße von Essen nach B. — Vor mir her schreitet ein anscheinend alter Mann, krumm, gebückt und auf einen Stock sich stützend.

Sein Gang ist langsam und schleppend, so daß ich ihn bald einhole. Ich sehe nun, daß ich mich getäuscht habe; der Mann ist noch nicht alt, aber offenbar sehr schwach und leidend. Während ich näher komme, wendet er sich ein wenig um. Die Gesichtszüge kommen mir bekannt vor, und als ich nun vollends an ihn herantrete, erkenne ich in der verfallenen Gestalt den einst so riesenstarken P. — Aber wie sah der Mann aus! Bleich, hohläugig, ein wahres Bild des Elends.

Aber war er es auch wirklich? Täuschte ich mich nicht? Nein, er war es, denn er hatte mich auch bereits erkannt und streckte mir mit einem „Guten Tag, Heinrich!" seine Hand entgegen. Ich ergriff sie und fragte: „Aber, P., wo kommst du her?"

„Von W., aus dem Zuchthause. Du erinnerst dich doch, daß ich seiner Zeit zu fünf Jahren Zuchthaus verurteilt wurde. Meine Zeit ist um."

„Ganz recht; aber wie siehst du aus! Du bist ja ein ganz gebrochener Mann! Und was willst du jetzt beginnen? Arbeiten kannst du doch nicht mehr!"

„Ich will ins Armenhaus gehen", antwortete er, „und dann sterben."

„Was?" fragte ich erschüttert, „aus dem Zuchthause ins Armenhaus, und dann sterben? Aber, P., wo geht's dann hin?"

Wir waren auf der Straße stehen geblieben. Als ich nun meine letzte Frage tat, richtete er sich auf, sah mir mit leuchtenden Augen ins Gesicht und sagte feierlich: „Dann geht's zu dem Herrn Jesu!"

Ich wußte nicht, wie mir wurde, als ich diese

Antwort vernahm. Hatte ich recht gehört? Konnte es denn möglich sein? War der arme, von allen aufgegebene, ja, selbst dem gerechten, menschlichen Urteil verfallene Mann wirklich ein Erlöster des Herrn? Nachdem ich mich ein wenig von meinem Erstaunen erholt hatte, fragte ich:

„Wo hast du denn den Herrn Jesus kennen gelernt?"

„Im Zuchthaus", lautete die Antwort; „dort ist der Herr Jesus auch. Dort habe ich Ihn gefunden. O wie gut ist es, daß ich ins Zuchthaus gekommen bin! Vielleicht wäre ich sonst nie zur Einsicht gelangt. Meine Gesundheit und Kraft sind zwar dahin; aber meine Seele ist errettet."

Nach einer kurzen Pause fügte er hinzu: „Ich habe auch einen Gruß an dich zu bestellen von Albert R. aus Remscheid."

„Wie?" fragte ich erstaunt, „ist der denn auch dort?"

„Ja, er ist auch dort. Er hat in einem seiner Wutanfälle einen Kaufmann in dessen eigenem Hause schwer mißhandelt, sowie Fenster und Möbel zertrümmert und ist darauf zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt worden. Er hat jetzt noch etwa zwei Jahre abzusitzen; aber er ist ein Segen für die ganze Anstalt. Alle die Lieder, die ihr einst mit eurem Meister in der Werkstatt zu Remscheid gesungen habt, werden jetzt im Zuchthaus zu W. gesungen, und Albert erzählt oft von den Unterredungen, die ihr damals miteinander hattet. Auch er hat im Zuchthause seinen Heiland gefunden."

Noch manches teilte mir P. mit, während wir

langsam auf der Landstraße weitergingen. Mein Herz jubelte. Wie wunderbar hatte Gott alles geführt! Er hatte den Samen Seines Wortes in dem Herzen des so weit und so hoffnungslos Abgeirrten nach vielen Jahren aufgehen lassen, und zwar nicht nur zum Heil für ihn, sondern auch zum Segen für viele Andere, die es gleich ihm im Dienst der Sünde weit gebracht hatten.

Als ich von P. Abschied nahm, versprach ich, ihn bald im Armenhause zu besuchen. Aber ehe ich mein Versprechen erfüllen konnte, erhielt ich Bericht, daß er bereits heimgegangen sei: aus dem Zuchthause ins Armenhaus, und aus dem Armenhause zu Jesu!

Meine lieben jungen und alten Leser! was sollen wir hierzu sagen? Wie unergründlich ist das Erbarmen Gottes, wie groß und reich Seine Liebe! Ja, „wo die Sünde überströmend geworden, ist die Gnade noch überschwenglicher geworden". (Röm. 5, 20.) Was wird es sein, wenn dereinst all die Begnadigten um ihren geliebten Herrn versammelt stehen werden! Diebe und Räuber, Zöllner und Sünder, Trunkenbolde und Lästerer werden miteinander das Lamm preisen, welches alle, alle ihre Sünden trug und durch Sein kostbares Blut für ewig hinweggewaschen hat. Nichts, nichts mehr wird an ihren einstigen Zustand erinnern; rein, makellos, in das Bild ihres Herrn und Heilandes verwandelt, werden sie von Ewigkeit zu Ewigkeit Ihn preisen, der sie geliebt und sich selbst für sie hingegeben hat. O welche Begegnungen wird es dort geben! Wie mancher wird

mit seliger Freude solche wiederfinden, denen er hienieden ein Wegweiser sein durfte! Wie mancher aber wird auch vermißt werden, welchem die Liebe hier auf Erden vergeblich nachgegangen ist!

Teurer Leser! wirst **du** dort sein?

Liebet eure Feinde.

„Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen tut wohl denen, die euch hassen, und betet für die, die euch beleidigen und verfolgen, damit ihr Söhne eures Vaters seid, der in den Himmeln ist." (Matth. 5, 44. 45.)

Wer diese Worte gesprochen hat, brauche ich nicht zu sagen. Es hat nur Einen gegeben, der so reden und auch danach handeln konnte. Und Er, unser teurer Herr und Heiland, hat in der vollkommensten Weise nach Seinen Worten getan, Ihm sei ewig Lob und Dank dafür! Wäre das nicht der Fall, was würde aus uns geworden sein, die wir Seine Feinde waren, Ihn haßten und verschmähten? Ewige Verdammnis, ein schreckliches, nie endendes Verderben hätte unser Teil sein müssen. Aber Er stieg in Seiner unendlichen Liebe zu denen hinab, die Ihn verspotteten und verhöhnten, Er starb für die, welche Ihn so grimmig haßten. Welch eine Liebe! Und jetzt fordert Er uns auf, Seinem Beispiele zu folgen und vollkommen zu sein, wie unser himmlischer Vater vollkommen ist. Er ermahnt uns, nicht nur unsere Brüder und Freunde zu lieben — das tut auch die Welt —, sondern unsere Feinde zu lieben und denen wohlzutun, die uns hassen. Sind wir dazu imstande? Wenn wir auf uns selbst blicken, nein; denn ein

solches Handeln ist unserer Natur schnurstracks entgegen, aber der Herr kann uns dazu fähig machen. Wenn wir in Seiner Nähe bleiben und von Ihm lernen, dann wird unser Leben nicht nur zu Seiner Ehre gereichen, sondern wir werden auch imstande sein, das oben angeführte Wort unseres Herrn und Meisters zu befolgen.

Ein christlicher Freund erzählt die folgenden zwei Geschichten aus seinem Leben, welche treffende Beweise zu dem Gesagten liefern.

1.

Ich diente als Schiffsjunge auf einem Ostindienfahrer und machte zum ersten Mal eine große Reise in den fernen Osten. Gerade hatten wir die Linie (den Äquator) passiert. Bis dahin war unsere Fahrt gut gewesen; das schönste Wetter von der Welt hatte uns viele Tage lang begleitet. Ich war daher nicht wenig erstaunt, als der Kapitän eines Abends den Befehl gab, alle Segel zu reffen. Was hatte das zu bedeuten? Die See lag ja so glatt und ruhig da, fast wie ein Spiegel; der Mond stand am Abendhimmel so hell und friedlich wie immer, kaum ein Luftzug war zu verspüren. Ich begriff es nicht.

„Was soll das alles bedeuten?“ fragte ich endlich Jakob R., einen der Matrosen, der mein besonderer Freund war.

„Das wirst du bald genug gewahr werden“, antwortete er kurz; denn gleich den anderen Matrosen arbeitete er mit allen Kräften, um so schnell wie möglich die Segel zu bergen und alles auf Deck, was nicht niet- und nagelfest war, festzubinden. „Innerhalb einer Viertelstunde haben wir einen

Sturm, wie du noch keinen erlebt hast. Siehst du denn die Wolke da nicht?"

Ich wandte mich nach der angegebenen Richtung und erblickte in der Tat ein kleines, dunkles Fleckchen am Himmel. Doch was konnte das schaden? Aber sieh da, beim Hinschauen bemerkte ich, wie der unbedeutende Fleck mit wahrhaft unheimlicher Schnelligkeit sich vergrößerte und zu einer der großen, drohenden Wolken wurde, die in den Gegenden der Wendekreise von heftigen, plötzlich sich entladenden Böen gefolgt sind, welche den unerfahrenen Schiffer überfallen, wie seiner Zeit die Raubritter den nichts ahnenden, friedlichen Wanderer.

Während ich emsig die Hände rührte, um den Matrosen in ihrer schweren Arbeit behülflich zu sein, erscholl plötzlich der Ruf: „Mann über Bord!" Wer diesen Ruf einmal gehört hat, vergißt ihn gewiß so bald nicht wieder. Mir wenigstens drang er durch Mark und Bein, als ich ihn zum ersten Mal vernahm. Und in diesem Falle war die Sache ganz besonders schlimm, weil das Hereinbrechen des Unwetters jede Minute zu erwarten stand. Für einen Augenblick stockte die Arbeit; der schreckliche Ruf ließ jedes Herz erzittern, bis der strenge Befehl des Kapitäns, durch den ersten Steuermann und den Bootsmann wiederholt, den Mannschaften die halbvergessene Pflicht ins Gedächtnis zurückrief.

Ein Mann über Bord! Wer war es? Die auf Deck beschäftigten Leute konnten es nicht sagen. Aber andere, die oben am Hauptmast tätig waren, wußten, daß es der zweite Steuermann war. Er war ausgeglitten und von der Rahe ins Meer gestürzt.

„Steuermann Wiener kann nicht besser schwimmen als ein Stein", sagte der Kollege des Unglücklichen, indem er von seinem hohen Standpunkt aus vergeblich in den dunklen Wellen nach dem Abgestürzten spähte.

„Es würde ihm auch wenig nützen, wenn er es könnte", meinte ein Matrose. „Die See wird kochen und schäumen, noch ehe jemand seinen Namen buchstabieren kann".

Inzwischen hatten die wenigen auf Deck befindlichen Matrosen, ohne ihre Arbeit zu unterbrechen, für den Verunglückten getan, was für den Augenblick in ihrer Macht stand. Sie hatten aus einem Kajütenfenster ein Tau ins Meer hinabgelassen. Aber was konnte das helfen? Geradeso wenig wie die schnellen Blicke, mit denen sie die Oberfläche des Wassers in der Nähe des Schiffes absuchten. Noch war die See ruhig und eben, und das Licht, das die bleifarbene Wolkenschicht durchdrang, reichte gerade aus, um Gegenstände in geringem Abstande vom Schiff erkennen zu können. Aber von dem armen Manne war keine Spur zu entdecken. Und wer wäre auch, angesichts des drohenden Unwetters, so waghalsig, ja tollkühn gewesen, dem Unglücklichen nachzuspringen, selbst wenn man ihn erblickt hätte?

Und dennoch — wer hätte es für möglich gehalten? — wagte einer den Sprung, und zwar nicht vom Verdeck aus, sondern oben von der Rahe. Es war Heinrich L., einer unserer jüngsten, aber besten Matrosen. Von Anfang an hatte ich ihn bewundert. War er es doch, der noch vor kurzer Zeit einem Schiffsjungen nachgesprungen war, und zwar an

einer Stelle, wo es von Haien wimmelte, so daß kein anderer Matrose den Rettungsversuch hatte wagen wollen. Und in diesem Falle war seine Tat ein doppeltes Wunder. Hatte ich es doch selbst vor wenigen Tagen mit ansehen müssen, wie der rohe Steuermann ihm ohne allen Grund einen so heftigen Faustschlag versetzte, daß er zurücktaumelte. Mein Blut hatte bei dem Anblick gekocht, und mit Freuden hätte ich es gesehen, wenn dem gefühllosen Menschen die grobe Tat mit Zins und Zinseszins heimgezahlt worden wäre. Heinrich L. dagegen, der ein großer, starker Bursche und vier Jahre älter war als ich, hatte den Schlag hingenommen, ohne ein Wort zu erwidern. Das war mir unbegreiflich, und ich hatte Zeit nötig, um verstehen zu lernen, wie es möglich war, einer solchen Handlungsweise gegenüber ruhig zu bleiben. Der Grund war folgender: Heinrich liebte den Herrn Jesum als seinen Heiland, und es war sein Wunsch, ein treues Zeugnis für Ihn unter seinen meist gottlosen Kameraden abzulegen. Die Bibel war ihm ein kostbarer Schatz, und er schämte sich nicht, in der Mitte der Flucher und Lästerer niederzuknieen und zu beten. Selbstverständlich war anfänglich die Feindschaft wider ihn groß; er mußte sich Spott und Hohn in reichem Maße gefallen lassen. Aber er war unerschütterlich seinen Weg vorangegangen. Und der Herr ließ die Treue Seines Jüngers nicht unbelohnt. Da er stets freundlich und zuvorkommend gegen seine Umgebung war, fand allmählich ein Umschwung zu seinen Gunsten statt. Und als er nun noch in edelmütiger Weise sein Leben für das eines armen Schiffsjungen aufs Spiel setzte, da verwandelte sich die Ab-

neigung in Hochachtung. Er hatte die Herzen seiner Kameraden gewonnen. Nur ein Mann blieb ihm feindselig gesinnt; ja, dessen Feindschaft wurde nach und nach zu glühendem Haß. Nichts ließ er ungeschehen, was dazu dienen konnte, Heinrich zu kränken und ihm das Leben so sauer wie möglich zu machen. Und dieser eine war Wiener, der zweite Steuermann.

Heinrich befand sich auf der gleichen Rahe wie Wiener, nur auf der anderen Seite des Mastes, und hatte gerade sein Segel eingeholt, als der Schrei: „Mann über Bord!“ sein Ohr erreichte. Einen Augenblick später vernahm er unter sich einen gurgelnden, jammernden Ton und sah etwas Dunkles aus den Wogen auftauchen. Es war der unglückliche Steuermann, der auf unerklärliche Weise unter den Kiel des Schiffes geraten und auf der anderen Seite wieder an die Oberfläche gekommen war. Mit verzweifelter Anstrengung suchte er sich über Wasser zu erhalten. Doch es war klar, lange konnte es so nicht gehen. Wenn nicht augenblicklich etwas zu seiner Rettung geschah, war der Mann verloren. Von den Matrosen auf Deck war nichts zu erwarten. Bis sie von der anderen Seite des Schiffes, wo sie nach dem Verunglückten ausspähten, herübergerufen waren und bis sie ihn dann gefunden hatten, war es sicherlich schon zu spät. Alle diese Gedanken fuhren unserem Matrosen mit Blitzesschnelle durch den Kopf.

„Noch ist es Zeit, ihn zu retten“, rief er seinem Nebenmanne zu.

„Es geht nicht“, entgegnete dieser kopfschüttelnd, und als er sah, daß Heinrich sich zum Sprung bereit

machte, fügte er hastig hinzu: „Mache doch keine Dummheiten, dein Leben wegzuwerfen. Noch eine Minute, und die Bö ist da. Du kannst nicht helfen; mit Wiener ist's vorbei."

„Wie? mit wem ist's vorbei?"

„Nun, mit Steuermann Wiener. Er ist doch —"

„Ben, ich wage es! Wenn ich nicht zurückkehre, bitte den Kapitän, es meiner Mutter schonend mitzuteilen."

Damit stürzte sich der kühne Jüngling, ehe der entsetzte Kamerad ihn zurückzuhalten vermochte, von der schwindelnden Höhe hinab in die dunklen Fluten. Wir hörten das Geräusch des aufschlagenden Körpers, und dann — zuckte ein greller Blitzstrahl durch die Luft. Das Unwetter brach los, und was für eines!

Glücklicherweise waren wir darauf vorbereitet, sonst würde es uns schlecht ergangen sein. Blitz folgte jetzt auf Blitz, Donnerschlag auf Donnerschlag; ein wolkenbruchartiger Regen, wie ich nie einen erlebt hatte, strömte hernieder. Heulend flog die Windsbraut heran und verwandelte die dunklen Wogen im Nu in weißen, kochenden Schaum. Die starken Maste bogen sich wie schwaches Schilf vor dem wütenden Orkan. Das große Schiff wurde hin und her geworfen, im Kreise gedreht, und tanzte dann wie eine Nußschale auf den aufgeregten Wellen.

Nachdem der Sturm einige Zeit getobt hatte, ließ er gerade so plötzlich nach, wie er gekommen war; da legte jemand die Hand auf meinen Arm.

„Bist du es, David?" hörte ich meinen Freund Jakob R. fragen.

„Sicher, ich bin's, Jakob."

„Aber was tust du denn hier oben? Du solltest

doch unten bei den Passagieren und den anderen Schiffsjungen sein."

„Wirklich? warum denn?"

„Hast du den Befehl dazu nicht gehört?"

„Nein."

„Nun, dann mußt du das Ende des Sturmes hier oben abwarten. Alle Luken sind geschlossen, und somit ist der Eintritt in die Kajüten nicht mehr möglich. Wie geht's dir übrigens?"

„O, es geht so ziemlich." — „Keine Angst?"

Das konnte ich nicht bestimmt verneinen, aber ich wollte es auch nicht eingestehen.

„Angst gerade nicht", antwortete ich; „aber ich möchte doch gern in Eurer Nähe bleiben, wenn ich darf."

„Das sollst du, mein Junge, und wenn du über Bord gehst, dann gehe ich mit", versicherte der treue Bursche, indem er mich mit der einen Hand festhielt und mit der anderen eine dicke, eiserne Stange umklammerte.

„David, hörst du nichts?" flüsterte er nach einem Augenblick. In der Tat vernahm auch ich einen seltsamen Ton; es klang wie ein schwacher Notschrei aus der Ferne. Auch Andere hatten ihn, wie sie nachher sagten, gehört. Der Ton schien aus der See zu kommen. „Vielleicht ist es der Angstschrei eines Passagiers unten im Schiff", sagte ich. Aber Jakob war anderer Meinung.

„Hast du es gehört, David?" fragte er noch einmal.

„Ja, ganz genau; was mag es sein?"

„Kein Wunder, daß du es nicht weißt; ich kann mir aber denken, was es bedeutet. Hörst du? schon wieder!"

Ich lauschte, und wirklich vernahm ich noch einmal jenen schwachen, dahinsterbenden Notruf. Matrosen sind meist abergläubisch, und mein guter Freund Jakob R. machte in dieser Hinsicht keine Ausnahme von der Regel.

„Ja, David, warte nur ab; es kommt noch mehr, und —"

Er konnte den Satz nicht vollenden, denn der Orkan setzte wieder mit erneuter Gewalt ein. Die Dunkelheit nahm zu; nur bei den die Luft durchfurchenden Blitzstrahlen war es möglich, die Gegenstände um uns her für einen Augenblick zu erkennen. Unter dem Toben und Heulen des Sturmes ließ sich ein Krachen über uns mehr fühlen als hören.

„Da geht die Bramstange vom Besanmast herunter", schrie Jakob mir zu, und wirklich sah ich beim Licht eines grellen Blitzstrahles die Stange im Takelwerk hängen. Dann umgab uns wieder dichte Finsternis.

Eine halbe Stunde später war das Unwetter vorüber und kehrte nicht wieder zurück. Das Meer befand sich zwar noch in großer Bewegung, aber es war nichts mehr für uns zu befürchten. Doch wie sah das Schiff aus!

Man mußte sich wundern, wie schnell eine solche Verwüstung auf Deck und im Takelwerk hatte entstehen können, umsomehr als der Sturm fast im Handumdrehen einer sanften Brise Platz gemacht hatte. In leuchtendem Glanze standen die Sterne am wolkenlosen Himmel; der Mond ergoß sein mildes Licht über das Deck des Schiffes, und fast ruhig schwammen wir wieder auf der weiten Wasserfläche dahin. Die ganze

Mannschaft war eifrig an der Arbeit. Etwa zwanzig Leute waren oben am Besanmast beschäftigt, andere standen an den Pumpen; denn obwohl die Luken bald geschlossen worden waren, war doch viel Wasser ins Schiff gedrungen. Einige Passagiere kamen aus ihrem Gefängnis zum Vorschein und bemerkten mit Verwunderung, wie schnell das Wetter wieder umgeschlagen war, aber auch welch schlimme Spuren es hinterlassen hatte.

Jetzt wurden die Mannschaften zusammengerufen und die Namen verlesen, um zu sehen, ob niemand fehle. Alle waren da bis auf zwei: den zweiten Steuermann Wiener und Heinrich L., den Matrosen.

„Ahoi! ahoi! da oben auf Deck!“ erklang es da plötzlich schwach, aber deutlich. Es war dieselbe Stimme, die wir während des Sturmes vernommen hatten. Aber während sie da manchem Furcht und Schrecken eingejagt hatte, übte sie jetzt eine andere Wirkung aus.

„He, Ben!“ rief eine Stimme; „das ist doch kein Geist?“

„Wenn's einer ist“, antwortete Ben, „dann ist es der des armen Heinrich L., der dem Steuermann nachsprang. Ich kenne seine Stimme aus hundert anderen heraus.“

Der Hülferuf wiederholte sich, aber schwächer als vorher. Alles flog auf den Schiffsrand zu und beugte sich über die Verschanzung. Aber obwohl die See mehr zur Ruhe gekommen und im Schein des Mondes ziemlich gut zu überblicken war, konnte doch niemand etwas entdecken.

Noch einmal erklang der Ruf. Er kam vom

Hinterteil des Schiffes her. Alle, die nicht abergläubisch waren, stürzten dorthin. Aber auch hier war alles Suchen vergeblich.

Die Sache wurde geradezu unheimlich. Da erscholl es noch einmal, gerade unter den Füßen derer, die sich am Schiffsspiegel befanden, aber diesmal mit fast erlöschender Stimme:

„Ahoi! Helft schnell! Wir können — uns — nicht länger — halten!"

„Wo seid ihr denn?"

„In der Steuerkette."

Jetzt war kein weiteres Wort mehr nötig. Im Nu war ein Boot im Wasser. Der Kapitän und mehrere Matrosen sprangen hinein, und nach einigen Ruderschlägen befand es sich unter dem ziemlich weit überstehenden Spiegel des Schiffes. Das Freudengeschrei der Matrosen vermischte sich mit dem hellen Kommandoruf des wackern Kapitäns, und wenige Augenblicke später legte das Boot wieder mit den beiden glücklich Geretteten am Fallreep an. Fast bewußtlos wurden Heinrich L. und der zweite Steuermann auf Deck gebracht.

Nachdem sie sich ein wenig erholt hatten, ging es natürlich an ein eifriges Ausfragen und Erzählen. Auf wunderbare Weise waren die beiden Männer dem Tode entronnen. Heinrich hatte seinen Mann gerade in dem Augenblick gegriffen, als er unterzusinken begann, und war mit ihm auf das Schiff zugeschwommen, in der Hoffnung, man würde ihm von dort aus ein Tau zuwerfen. Da aber war das Unwetter losgebrochen und somit alle Aussicht auf Hülfe geschwunden. Ihr Zustand war hoffnungslos,

als plötzlich das Schiff sich drehte und Heinrich die Steuerkette zu packen bekam. Mit schier übermenschlicher Anstrengung half er erst dem Steuermann und dann sich selbst in die Kette. Obwohl sie sich nun einigermaßen in Sicherheit befanden, war ihre Lage doch durchaus nicht beneidenswert. Anhaltend wurden sie von dem kochenden Schaum und Gischt bespritzt, oft gar gänzlich unter den mächtigen Wogen begraben; aber sie hatten doch wenigstens Hoffnung, gerettet zu werden, wenn der Sturm nicht allzu lange anhielt. Und das war ja, wie wir wissen, nicht der Fall gewesen.

Man brachte die beiden so wunderbar vor dem Tode Bewahrten zu Bett, und bald waren sie gänzlich von den ausgestandenen Mühen und Schrecken wiederhergestellt.

Als man Heinrich L. entkleidete, bemerkte man einen feuerroten Fleck auf seiner Brust. „Wahrscheinlich die Folgen von dem Schlag aufs Wasser bei dem Sprung von der Rahe", meinten die Matrosen. Ich wußte es besser; denn ich hatte gesehen, wie der Faustschlag des rohen Steuermanns die Brust Heinrichs getroffen hatte. Doch hat von den Anderen es keiner erfahren, daß der Urheber des Flecks gerade der war, für welchen der junge Christ sein Leben gewagt hatte.

Diese edelmütige Tat hat sich meiner Erinnerung mit unauslöschlichen Zügen eingeprägt. Ich habe daraus verstehen gelernt, was es heißt: „Liebet eure Feinde!"

2.

Die zweite Geschichte, welche ich hier aus meinem Leben wiedergeben möchte, trug sich in Amerika zu.

Es war Sonntag-nachmittags. Eine dünne Schneelage bedeckte die Straßen. Bis an die Ohren in ihre Mäntel gehüllt, eilten die Fußgänger raschen Schrittes der schirmenden Heimstätte zu, denn ein scharfer Wind trieb ihnen den feinen Schnee mit solcher Gewalt ins Gesicht, daß ihnen buchstäblich Hören und Sehen verging.

Mit einem Bekannten durchschritt ich eine entlegene Straße einer Vorstadt von Philadelphia, und wir standen im Begriff, in ein Haus einzutreten, wo eine christliche Versammlung stattfinden sollte, als unsere Aufmerksamkeit durch eine Jammergestalt im wahrsten Sinne des Wortes angezogen wurde. Es war ein Mann in mittleren Jahren, in höchst dürftiger, abgetragener Kleidung, der sich nur mit Mühe auf der Straße fortbewegte. Der dünne Rock bot so gut wie keinen Schutz gegen den schneidenden Wind. Mit wankenden Schritten versuchte er gerade, den Straßendamm zu überschreiten, als seine Kräfte ihn verließen, und er bewußtlos zusammenbrach. In kurzer Zeit sammelte sich, wie das ja gewöhnlich geschieht, eine zahlreiche Menge um den armen Menschen, aus dessen bleichen Zügen Sorge, Mangel und Krankheit mit beredter Stimme sprachen.

Einige mitleidige Männer überlegten, wohin sie den Ärmsten am besten schaffen sollten, als plötzlich eine Frau, in fast ebenso armseligem Zustande wie der Mann, sich einen Weg durch die Menge bahnte und händeringend ausrief: „Ach, ach, es ist Jakob, es ist Jakob! O gute Menschen, laßt doch um Gottes Willen einen Mitmenschen nicht so totfrieren!“

„Aber, gutes Mütterchen“, sagte ein Matrose,

der gerade des Weges kam und mit sichtbarem Mitleiden den fast leblosen Körper betrachtete, „sagt uns dann, wo wir ihn hinbringen sollen“.

„Bringen Sie ihn nur in mein Häuschen“, antwortete die Alte, und damit wies sie auf einen kleinen hölzernen Bau am Ende der Straße.

„Wie heißt der Mann?“ fragte der Matrose.

Die Frau nannte den Namen.

„Ich dachte es mir“, fuhr der Frager leise, wie zu sich selbst sprechend, fort. „Ach, Jakob, als meine Rippen mit deinem Messer Bekanntschaft machten, und du mich am Strande von A. zu Tode verwundet liegen ließest, da dachtest du gewiß nicht daran, daß wir uns noch einmal in diesem Leben wiedersehen würden. Aber“, unterbrach er sich in lautem Tone, „da stehen wir hier und machen viele Worte, während ein Mitmensch vor unseren Augen vor Kälte umkommt. Halten Sie dies einen Augenblick fest, mein Herr!“ — damit legte er eine offenbar fleißig benutzte Bibel und ein halbverschlissenes Gesangbuch in meine Hand — „und nun angefaßt!“ Im nächsten Augenblick war der Bewußtlose aufgehoben, und während jemand zu einem in der Nähe wohnenden Arzt eilte, trugen der Matrose und zwei andere starke Männer den Armen in die Wohnung der alten Frau. Wir gingen mit, da ich die Bücher des Matrosen tragen mußte, und wir auch neugierig waren, wie die Dinge sich weiter entwickeln würden.

Der Arzt erschien bald, untersuchte den Patienten und erklärte, der Mann sei durch Krankheit, Kälte und Mangel an Nahrung völlig aufgerieben: ein Fall, der in großen Städten leider nur zu oft

vorkommt. Er wandte sofort Belebungsmittel an, und nach einiger Zeit schlug der Arme die Augen auf und ließ seine Blicke verstört durch den kleinen Raum schweifen. Schließlich blieben sie auf dem Matrosen haften, der am Fußende des Lagers stand, auf welchen man den Bewußtlosen gebettet hatte. Ein Schrei des Entsetzens entrang sich seiner Brust, und mit beiden Händen bedeckte er die Augen, als könne er den Anblick des Matrosen nicht ertragen. Die Umstehenden begriffen nicht, was das alles zu bedeuten habe, bis der Matrose näher an den am ganzen Leibe zitternden Kranken herantrat und seine Hand ergriff mit den Worten:

„Beruhigt Euch, Kamerad! Es war in der Tat ein böser Stich, den Ihr mir beibrachtet; aber wir wollen das Vergangene vergessen."

Langsam öffneten sich die Augen des Kranken wieder, und mit angstvollen Blicken schaute er seinen früheren Kameraden an.

„Ich habe gelernt, Böses mit Gutem zu vergelten", fuhr dieser fort. „Der gute Missionar, der mich am Strande von A., wo Ihr mich liegen ließet, in meinem Blute fand, hat mich nicht nur von meinen Wunden geheilt, sondern war auch das Mittel, daß ich Heilung von einem weit schlimmeren Übel fand. Ehe er mich aus seiner Pflege entließ, lehrte er mich zu dem Glaubensanker meine Zuflucht nehmen, der mein Schifflein hält, bis es wohlbehalten im Hafen der Erlösung landet."

„Habt Ihr mir wirklich vergeben?" flüsterte der Kranke mit erlöschender Stimme. Er war augenscheinlich dem Ende nahe.

„Ja, Jakob", lautete die bereitwillige Antwort. „Ihr wißt, es gab eine Zeit, wo ich im Fluchen nicht hinter den Anderen zurückstand; aber Dank sei meinem barmherzigen Heiland! ich habe beten gelernt, und ich darf sagen, Jakob, daß Euer Name in meinen Gebeten oft genannt worden ist. Und nun Mut, Kamerad! Mit Gottes Hülfe werden wir Euch wohl wieder in freies Fahrwasser lotsen."

Der Sterbende hatte vor Erschöpfung die Augen geschlossen, schlug sie aber jetzt wieder auf und heftete einen langen Blick auf den edelmütigen Mann. Er schien zu fühlen, daß die gesprochenen Worte aus der Tiefe des Herzens kamen. Mühsam stammelte er: „Mein Kind! — wollt Ihr — mein Kind — zu Euch — nehmen?"

Der Matrose sah den Arzt an, der stillschweigend der Unterhaltung gelauscht hatte. In seinen Blicken lag die stumme Frage, ob denn der Zustand des Kranken wirklich so hoffnungslos sei. Das bedenkliche Gesicht des Arztes bejahte dies zur Genüge.

Zum anderen Male ergriff jetzt der großmütige Matrose die Hand seines einstigen Gefährten.

„Ja, Jakob, das will ich", sagte er. „Seid unbesorgt, Kamerad! Ich bin nicht der Mann, der den Freund im lecken Schiff, die Notflagge gehißt, auf Strand laufen sieht, ohne ihm ein Tau zuzuwerfen. Seid unbesorgt! Ich will wie ein Vater für Euer Kind sorgen. Und wenn einst das Buch der Zeit am Ufer der Ewigkeit aufgeschlagen wird, dann hoffe ich, daß der große Befehlshaber dort oben eine saubere Rechnung über die Einlösung meines Versprechens finden wird. Aber, Jakob, der Doktor

meint, daß Eure Uhr bald abgelaufen sei. So sagt mir denn: Sind die Anker gelichtet für die Fahrt in die Ewigkeit?"

„Nein, ach nein!" seufzte der Sterbende.

Tiefe Stille herrschte in dem Zimmer. Ein bejahrter Freund, der uns ins Haus begleitet hatte, nahm die Bibel des Matrosen und las einen passenden Abschnitt vor. Ich hielt noch immer das Gesangbuch des Matrosen in meinen Händen, jetzt gab ich es ihm zurück. Er schlug es auf und las ein Lied vor, voll Trost und gläubigen Vertrauens. Darauf sanken wir alle auf unsere Kniee nieder, und mit vernehmlicher Stimme flehte unser neuer Freund und Bruder, der Matrose, inbrünstig für das Seelenheil des sterbenden Mannes. Lautlos, in stillem Gebet, standen wir dann noch einen Augenblick um das Lager des Sterbenden, der in den letzten Zügen lag. Eine Träne blinkte in seinem schon verglasten Auge, ein schwaches Lächeln spielte um seine Züge, auf die der Tod bereits sein Siegel gedrückt hatte. Noch ein paar Atemzüge, und er war nicht mehr. Wohin war er gegangen? Hatte er in der letzten Stunde noch die Vergebung seiner vielen Sünden gefunden? Wir alle hofften es zuversichtlich.

Die alte Indianerin.

Zwei Evangelisten arbeiteten eines Winters miteinander in Kanada. In der Nähe des Ortes, von wo aus sie ihre Tätigkeit begannen, lag eine Indianer-Niederlassung. Die kanadischen Winter zeichnen sich

meist durch eine grimmige Kälte aus. Die Schneeflocken werden zu scharfen, spitzigen Kristallen, das Wasser der zahlreichen Seen gefriert zu fußdickem Eis, und wer gezwungen ist, sich längere Zeit im Freien aufzuhalten, darf sich wohl vorsehen, daß er nicht erfriert.

Unsere Evangelisten wohnten bei einigen befreundeten Christen. Eines Tages nun — es schien gerade ein heftiger Schneesturm im Anzuge zu sein — gelangte eine Botschaft aus dem Indianerdorfe an unsere Freunde, dahin lautend, sie möchten eine alte Indianerin besuchen, die ihrem Ende nahe sei und etwas von Jesu zu hören wünsche. Die beiden Evangelisten beschlossen, dem Rufe Folge zu leisten trotz Eis und Schnee. Ihre Gastwirte suchten sie zurückzuhalten unter Hinweis auf den nahenden Sturm; es wäre nicht der Mühe wert, meinten sie, um eines alten Indianerweibes willen die Gesundheit aufs Spiel zu setzen. Aber die eifrigen Männer blieben ihrem Entschluß treu.

Der Schlitten wurde hervorgezogen, das Pferd angeschirrt, und nach kurzer Zeit konnte die Fahrt beginnen. Die Sorge der gläubigen Freunde war indes nicht ganz unbegründet gewesen. Noch ehe die wackern Männer die Niederlassung erreichen konnten, brach das Unwetter los. Die Windstöße waren so furchtbar, der Schnee so dicht, daß nur ein ganz langsames Vorwärtskommen möglich war. Endlich tauchte eine der Indianerhütten vor den Augen der Reisenden auf; zugleich trat eine hohe Gestalt an sie heran, um sie zu begrüßen. Es war ein in ein großes, buntes Tuch gehüllter Indianer,

der an dieser Stelle auf die beiden Evangelisten gewartet hatte. Wie sie nachher hörten, hatte er, unbeweglich wie ein ehernes Bild, lange Zeit dort gestanden und den wütenden Sturm ruhig über sich hingehen lassen. Jetzt führte er die Ankömmlinge schweigend einem kleinen Blockhause zu, in welchem die alte Indianerin wohnte.

Es war eine Greisin von mehr als hundert Jahren, körperlich schwach, aber geistig noch ganz klar und frisch. Sie hatte schon wiederholt von Jesu gehört, aber sie besaß keine Gewißheit bezüglich des Heils ihrer Seele. Ihre Besorgnis, ohne diese Gewißheit in die Ewigkeit hinüberzugehen, war groß, denn sie fühlte, daß ihre letzte Stunde nahe war. Einige befreundete christliche Indianer hatten sie wiederholt besucht und ihr Abschnitte aus dem Worte Gottes vorgelesen; aber alles war umsonst gewesen. Dann hatten sie miteinander gebetet und waren zu der Meinung gekommen, der Herr würde vielleicht das Zeugnis unserer beiden Evangelisten an ihrer alten Freundin segnen. So hatten sie denn die Einladung geschickt, und in dem einfältigen Vertrauen, daß Gott ihr Gebet gehört habe, war einer von ihnen dem Schlitten entgegengegangen und hatte, trotz des furchtbaren Sturmes, keinen Augenblick daran gezweifelt, daß die Boten des Herrn kommen würden. — Wie gut und richtig war es daher gewesen, daß diese sich nicht hatten zurückhalten lassen!

Die Alte lag auf einem Gestell, das mehr einer großen Kiste als einer Bettstelle glich und an einer Wand der Blockhütte stand. Sie war nicht eigentlich krank, sondern nur altersschwach, und ihre be-

sorgten Angehörigen hatten das Gestell für sie gezimmert, damit sie vor jedem Stoß oder Fall gesichert sei.

Ihr Verlangen nach der Gewißheit des Heils war in der Tat groß. Leider verstand sie die Sprache der Fremden nicht; aber einer der Indianer diente als Dolmetscher. Als die Evangelisten sich von dem Zustande ihrer Seele überzeugt hatten, bat einer von ihnen den Dolmetscher, der Alten langsam und deutlich die bekannten Worte aus Joh. 5, 24 vorzulesen: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Wer mein Wort hört und glaubt Dem, der mich gesandt hat, hat ewiges Leben und kommt nicht ins Gericht, sondern er ist aus dem Tode in das Leben hinübergegangen". Kaum waren diese Worte verklungen, als das faltenreiche Antlitz der Greisin zu leuchten begann. Helles Licht, Licht von oben, war in ihre zagende Seele gefallen. Der Heilige Geist hatte das Wort des Sohnes Gottes an ihrem Herzen lebendig gemacht. Sie glaubte und wußte nun, daß sie ewiges Leben hatte, und daß Jesus ihr Heiland war.

Nachdem unsere Freunde sich noch einige Zeit mit den glücklichen Indianern unterhalten hatten, traten sie ihre Rückreise an, da der Sturm allmählich nachzulassen schien. Als sie einander Lebewohl sagten, meinte einer der Indianer: „Meine weißen Brüder sind heute nicht umsonst gekommen; sie haben eine Seele aus dem Tode in das Leben hinübergehen sehen".

Mein lieber Leser! Bist auch du schon aus dem geistlichen Tode, in welchem jeder Mensch von Natur

liegt, aufgeweckt worden, und stehst du auf der Seite derer, welche mit Christo lebendig gemacht sind? Oder gehörst du noch zu den „übrigen, die keine Hoffnung haben"? (1. Thess. 4, 13.)

Reich und arm.

Viele Menschen meinen, der Reichtum sei die Quelle alles Glückes und aller Zufriedenheit, wogegen Armut als das größte Unglück betrachtet wird. „Ja", hört man oft sagen, „wenn ich es so hätte, wie der und der, dann wollte ich gern zufrieden sein; dann wären alle meine Wünsche erfüllt". Aber, meine lieben jungen Freunde, welche Selbsttäuschung ist das! Wann wäre der natürliche Mensch je zufrieden?

„Je mehr er hat, je mehr er will,
Nie schweigen seine Klagen still",

singt der Dichter; und darin hat er vollkommen recht. Irdisches Hab und Gut kann keine Menschenseele wahrhaft glücklich machen. Das beweist auch das folgende kurze Gespräch, welches unlängst zwischen einem jungen Manne und einem amerikanischen mehrfachen Millionär, also einem nach menschlichem Urteil höchst glücklichen Menschen, stattfand.

„Sie sind der glücklichste Mensch, den ich kenne", sagte der junge Mann zu dem reichen Amerikaner.

„So? Woher wissen Sie das denn? Warum halten Sie mein Los für so beneidenswert?" fragte der andere.

„Aber, ich bitte Sie! Sie sind doch ein mehrfacher Millionär!"

„Pah! was hat das zu bedeuten? Denken Sie etwa, ich könnte mich mehr als satt essen, oder mehr als einen Anzug auf einmal tragen?“

„Aber all Ihre schönen Häuser, Ihre Besitzungen, Ihre Kapitalien!“

„Was habe ich davon? Ich kann immer nur ein Haus bewohnen, die anderen muß ich meinen Mietern überlassen; und was mir von dem Gelde bleibt, sind — Sorgen.“

„Aber Sie können sich doch für Ihr Geld alles anschaffen, was Ihr Herz begehrt: Gemälde und andere Kunstgegenstände, herrliche Möbel, Pferde, Wagen u. s. w.“

„Gewiß; aber das ist auch alles. Was nützen mir schließlich alle diese Dinge? Wer da will, kann in irgend einem Museum dasselbe sehen, was ich habe, und dazu noch in weit größerer Auswahl. Für Ihren Nickel fahren Sie mit der Straßenbahn ebenso schnell und gut, wie ich in meinem Wagen. Aber was Sie nicht haben, das ist eine Unmenge von Sorgen, von denen Sie sich gar keinen Begriff machen können. Oder beneiden Sie mich etwa auch darum? — Meine Meinung geht dahin, junger Mann, daß der Mensch der glücklichste ist, welcher die wenigsten Bedürfnisse hat. All mein Hab und Gut ist nicht imstande, mich wieder jung zu machen. Im Gegenteil, meine vielen Sorgen werden mich noch in ein frühes Grab bringen.“

Das sind die Worte eines Mannes, den Tausende wegen seines Reichtums und vermeintlichen Glückes beneiden. Ach, wie traurig klingen sie! wie zeigen sie den unbefriedigten Zustand des Herzens eines

reichen Mannes, der Gott nicht kennt! Wahrlich, der Reichtum kann nicht glücklich machen; auch nicht die Bedürfnislosigkeit, wie jener Millionär meinte. Wahres Glück ist anderswo zu finden. Es ist nicht in dieser Welt, nicht in einem Menschen, nicht in irgend etwas Irdischem und Vergänglichem; es ist nur in Gott. Er allein vermag wahres Glück und tiefen Frieden in das Herz eines Menschen zu senken, mag dieser sich nun in günstigen Umständen befinden oder nicht, mag er reich oder arm sein.

Was ist Reichtum, Glanz und Ehre?
Was ist Geld und Hab und Gut?
Nichts! — Doch daß ich glücklich wäre,
Sieh, was Gott in Gnaden tut!

Seinen Sohn hat Er gegeben,
Christus kam für mich herab;
Schenkt mir Frieden, Glück und Leben,
Siegreich über Tod und Grab!

In Nachstehendem möchte ich noch eine kleine Geschichte von zwei, äußerlich wie innerlich, gänzlich voneinander verschiedenen Familien erzählen, so wie sie mir selbst von einer gläubigen Freundin mitgeteilt wurde. Die eine Familie war reich, die andere arm, ganz arm. In der einen herrschten Unzufriedenheit und Mißmut, in der anderen Zufriedenheit und Freude. Doch lassen wir unsere Freundin selbst berichten:

Ich hielt mich vor einiger Zeit zur Erholung auf dem Lande auf. In unserem Dorfe gab es ein kleines Haus, das sich durch die Zierlichkeit und Schönheit seiner Bauart, wie durch die vornehme Einrichtung seines Innern vor allen anderen aus-

zeichnete. Es war reizend inmitten eines großen, wohlgepflegten Gartens gelegen. Mit seinen Erkern und Türmchen, seinen schmucken Fenstern und Türen bot es, besonders im Frühling und Sommer, wo üppige Schlingpflanzen und Topfgewächse den an der Vorderwand des Hauses befindlichen Balkon mit ihrem Blätter- und Blütenschmuck fast einhüllten, einen wunderhübschen Anblick.

Die Eigentümerin dieses schönen Hauses war eine Witwe. Ihr Gatte, der nicht lange nach der Heirat gestorben war, hatte ihr ein bedeutendes Vermögen hinterlassen; und da sie die Zinsen ihrer Kapitalien bei weitem nicht verzehrte, so mehrte sich ihr Reichtum von Jahr zu Jahr. Jeder, der ihre elegante Wohnung, die kostbaren Hausgeräte, den mit den mannigfaltigsten und seltensten Blumen und Gewächsen bestandenen Garten sah, hielt sie für eine beneidenswerte und glückliche Frau.

In unmittelbarer Nähe der Wohnung von Frau L. befand sich eine Behausung, die einen grellen Gegensatz bildete zu der schönen Villa nebenan. Es war eine elende Hütte: vier Lehmwände, ein Strohdach, ein einziges winziges Fenster, das dem Tageslicht kaum Eintritt ins Innere gewährte, und eine aus drei roh zusammengefügten Brettern gebildete Tür. Das Innere entsprach genau dem Äußern: ein Zimmer auf ebener Erde, darüber ein niedriger Speicher, das war alles. Die wenigen Möbel paßten genau zu der Armseligkeit des ganzen Häusleins.

Die Bewohnerin dieser elenden Behausung war ebenfalls eine Witwe. Ihr Mann war nach langem

Krankenlager gestorben und hatte ihr als einziges Besitztum sechs unversorgte Kinder hinterlassen, von denen das jüngste beim Tode des Vaters noch in der Wiege lag. Sie bekam von der Dorfgemeinde eine kleine Unterstützung und arbeitete selbst von früh bis spät, um ihre Familie zu ernähren. Schon am frühen Morgen ging sie aus an ihre Arbeit, indem sie den Kleinsten der Sorge der Großmutter überließ, die auch noch in der Hütte wohnte. Meist kehrte sie erst spät am Abend heim; aber dann war ihr Tagewerk noch nicht beendet, nein, dann mußte sie noch das Essen für den anderen Tag zubereiten, die Stube kehren usw., denn die Kinder waren alle noch jung und konnten der Mutter nicht viel helfen.

Da die Hütte in einer Vertiefung lag, so waren die Wände feucht und kalt; die Steinfliesen, welche den Boden bedeckten, wiesen wohl an zwanzig Stellen Löcher auf, wo die bloße Erde zum Vorschein kam; und wenn jemand gewagt hätte, die alte, wackelige Leiter zum Speicher hinaufzusteigen, so würde er droben dasselbe Bild äußerster Armut wahrgenommen haben. Kein Zweifel, Margarethe D. war die ärmste und nach dem Urteil der Menschen unglücklichste Person im ganzen Dorfe. Nur ein schmaler Streifen Wiesenland trennte ihre Hütte von dem Landhause der reichen Frau L.; aber eine ganze Welt lag zwischen ihnen und ihren Verhältnissen.

Eines Morgens besuchte ich Frau L. und fand sie mit Schreiben beschäftigt; sie bat mich, sie einen Augenblick zu entschuldigen, da sie gerade die fällige Miete von ihren Mietern erhalten habe, welche sie eben in die Bücher eintragen müsse. Nach kurzer

Zeit war sie fertig, schloß ihre Bücher und wandte sich mit einem Seufzer zu mir:

„Wie Sie sehen, Frau M.“, sagte sie, „muß ich mich seit dem Tode meines Mannes selbst mit geschäftlichen Dingen bemühen. Ich versichere Sie, es ist keine Kleinigkeit.“

„Haben Sie denn schlechte Mieter?“ fragte ich.

„Das gerade nicht; nein, darüber kann ich mich wirklich nicht beklagen. Aber man hat so viel Mühe mit den Häusern! Fortwährend müssen Ausbesserungen und Veränderungen gemacht werden; der eine von den Leuten will es so haben, der andere so. Dann wieder kommen Beschwerdebriefe aller Art, worüber man seinen Ärger hat. Sie dürfen es mir glauben, Frau M., eine arme, alleinstehende Witwe muß sich viel gefallen lassen.“

Um sie auf andere Gedanken zu bringen, begann ich von der Schönheit ihrer Blumen zu sprechen; dieselben waren in der Tat höchst bewundernswert. Sie wurde denn auch ein wenig heiterer, bezeichnete mir einige der Blumen als besonders seltene Exemplare und nannte mir den Preis, welchen ein Gärtner dafür geboten hatte; er war sehr hoch.

„Sie würden noch viel schöner sein“, fügte sie hinzu, „wenn sie nicht so viel von dem Winter zu leiden hätten. Die Luft hier in der Gegend ist zu kalt und scharf.“

„So? Finden Sie das?“ antwortete ich erstaunt. „Ich habe immer gemeint, die Luft hier sei außerordentlich mild.“

„Ja, für Sie vielleicht, aber nicht für meine Blumen. Ich selbst muß übrigens auch gestehen, daß es

mir hier gar nicht mehr gefällt. Früher lebte ich in einer weit angenehmeren Gegend. Ich würde sicher ganz diesen Ort verlassen und mehr nach dem Süden ziehen, wenn der Umzug nicht so lästig wäre und ich nicht fürchten müßte, daß mein Haus an Wert verlieren würde. Das würde aber ohne Zweifel geschehen, wenn ich kein wachsames Auge mehr darauf haben könnte; denn auf andere Menschen kann man sich heutzutage ja gar nicht mehr verlassen."

Wir gingen zusammen hinaus, um den prächtigen Hühnerhof zu besichtigen, für den ich mich sehr interessierte.

„Aber was haben Sie denn mit Ihrer schönen spanischen Brut gemacht? Ich sehe ja kein Stück mehr davon!" rief ich in bedauerndem Tone. Die hübschen schwarzen Küchlein hatte ich nämlich bei meinen früheren Besuchen immer am meisten bewundern müssen.

„Ich habe sie verkauft. Sie hatten so besonders viel Pflege nötig, und das machte mir zu viel Mühe. Manchmal denke ich, ich würde die Hühner am besten ganz abschaffen; sie verderben alles hier, und es ist nicht angenehm, die immerwährenden Klagen der Nachbarn anhören zu müssen."

Ich mußte mich verabschieden. Doch wollte ich vorher noch einmal versuchen, die Aufmerksamkeit von Frau L. auf einen Gegenstand zu lenken, der ihr, wie ich wußte, wirklich Vergnügen machte. Ich sagte deshalb:

„Was ich bei Ihnen immer wieder bewundern muß, ist die peinliche Sauberkeit, welche in Ihrem

ganzen Hause herrscht. Tische, Stühle, Sessel, nirgendwo ein Fleckchen, alles glänzt; man könnte sich fast darin spiegeln." — Sie seufzte wieder und antwortete:

„Sagen Sie das nicht, Frau M.; früher glänzten sie wirklich, als mein guter Mann noch lebte. Da machte ich selbst sie täglich rein. Aber seitdem habe ich nicht mehr den Mut, mich darum zu kümmern; ich überlasse alles der Sorge meines Zimmermädchens, und Sie wissen, was man denen überläßt, das wird nicht, wie es sein sollte."

„Haben Sie denn schlechte Dienstboten?"

„Nein, das nicht, sie sind gerade so gut wie alle anderen; aber was will das sagen?"

Es gab eben nichts, womit Frau L. zufrieden war. Alle Vorzüge, die sie vor vielen, vielen Anderen genoß, und welche sicher dazu angetan waren, sie dankbar und mit ihrem Lose zufrieden zu machen, waren für sie nur Gegenstände der Unzufriedenheit und Klage. Ich gab deshalb meine Bemühungen auf und verließ sie.

„Soll ich noch eben zu Margarethe D. gehen, um sie für nächste Woche zu bestellen?" sagte ich zu mir, als ich das Haus verlassen hatte, in welchem alles so reichlich vorhanden war, nur das Glück nicht; „aber nein, es hat ja keinen Zweck, sie wird nicht zu Hause sein". Doch im selben Augenblick sah ich sie aus dem nahen Walde hervortreten mit einem Bunde trocknen Holzes auf dem Rücken.

„Guten Morgen, Margarethe!" rief ich ihr zu; „ich wollte Ihnen eben sagen, daß Sie nächste Woche zu uns kommen möchten."

„Danke sehr, Frau M.!"

„Wollen Sie jetzt nach Hause?" fragte ich.

„Ja, ich habe mir nur etwas Holz gesucht."

„Also gehen Sie heute nicht aus arbeiten?"

„Nein, ich kann nicht; mein kleiner Jakob ist plötzlich krank geworden, und da muß ich bei ihm bleiben."

„Ach! das tut mir leid; was fehlt ihm denn?" Damit trat ich mit ihr in die Hütte, um einmal selbst nach dem kleinen Kranken zu sehen.

Dieser lag in einer aus Weidenruten geflochtenen Wiege und war zugedeckt mit einigen alten Kleidungsstücken. Das älteste der kleinen Mädchen wiegte ihn und sang dazu, so gut es eben bei ihren jungen Jahren ging; ob ihr Singen je den beabsichtigten Zweck, nämlich das Brüderchen in Schlaf zu bringen, erfüllt haben würde, möchte ich allerdings bezweifeln. Jedenfalls aber war sie sehr mit ihrer Kunstleistung zufrieden und lächelte uns freundlich an, als wir eintraten.

Margarethe legte ihre Bürde ab, nahm den Kleinen auf den Arm und forderte das Mädchen auf, Feuer anzuzünden, um eine Tasse Fleischbrühe für den kleinen Jakob zu wärmen.

„Eine Nachbarin war so freundlich, mir die Fleischbrühe für ihn zu geben", erklärte sie mir, „das wird ihm gut tun. Der Doktor hat auch versprochen, heute einmal vorbeizukommen."

Ich blickte mich im Zimmer um und konnte bei dem Gedanken an den Reichtum, den ich soeben im Hause von Frau L. gesehen hatte, nicht umhin, zu sagen:

„Sie müssen doch sicher durch viele Schwierigkeiten hindurch, nicht wahr, Margarethe?"

„Das ist wahr; aber damals, als mein lieber Mann starb, war es doch noch schlimmer. Ach! das war eine schreckliche Zeit! Zuerst der Kummer über seinen Tod, und dann unsere eigene hülflose Lage; denn wir besaßen auch rein gar nichts mehr. Mein Mann hatte während seiner langen Krankheit selbstverständlich nichts verdienen können, und ich konnte auch nicht oft ausgehen, um zu arbeiten, weil ich ihn pflegen mußte. Aber der Herr hat durchgeholfen, und Er wird es auch weiter tun. — Das Haus ist allerdings in keinem guten Zustande," setzte sie hinzu, als sie den Blick bemerkte, mit dem ich die Wände musterte, „aber für 80 Pfennig, die ich wöchentlich bezahle, kann man auch nicht viel verlangen. Doch Sie sehen, es ist mir ganz gut gelungen, alle Löcher zu verstopfen, damit es nicht hereinregnen kann; und ich hoffe, im Frühling auch die Wände ein wenig anstreichen zu können."

„Warum wollen Sie denn bis zum Frühling mit dem Anstreichen warten?" fragte ich.

„In der nächsten Zeit", antwortete sie, „wird der Fluß ohne Zweifel, wie alljährlich, über seine Ufer treten; das Wasser wird dann ins Haus kommen und würde alles wieder verderben."

„Wie, das Wasser kommt Ihnen ins Haus? Das ist aber doch sehr ungesund!"

„Man sollte es meinen; aber trotzdem sind wir im Allgemeinen gerade so gesund wie andere Menschen, die bessere Wohnungen haben."

„Aber was macht ihr während der Zeit der

Überschwemmung mit euren Betten, Stühlen und dem sonstigen Hausgerät?"

„O, die schaffen wir auf den Speicher, und da bleiben wir auch selbst, so lange das Wasser im Zimmer steht. Der Umzug ist schnell gemacht."

In diesem Augenblick erschien der Doktor. Er untersuchte den kleinen Jakob und sagte zum Schluß, die Krankheit habe nichts zu bedeuten; das Kind müsse nur Pflege und vor allen Dingen gutes, nahrhaftes Essen haben; nichts täte ihm besser gut als ein wenig Fleisch und kräftiger Wein.

„Ja, aber wo soll ich das hernehmen?" sagte seine Mutter traurig; „ich bin froh, wenn ich für meine Kinder und mich das nötige Brot beschaffen kann."

„Dann will ich Ihnen einen Schein ausstellen; daraufhin können Sie an den angegebenen Stellen in der Stadt alles Nötige bekommen", entgegnete der Doktor.

Margarethe war hocherfreut und dankte dem Arzt so warm, als wenn er Fleisch und Wein 2c. alles aus seiner eigenen Tasche bezahlen müßte.

„O, er ist so gut!" sagte sie zu mir, als er sich entfernt hatte, „ich wollte, er wüßte, wie dankbar ich für alles bin, was er an uns tut."

Da die gewünschten Nahrungsmittel erst am folgenden Tage oder noch später eintreffen konnten, versprach ich ihr, sogleich Wein und Fleisch schicken zu wollen.

Margarethe war bis zu Tränen gerührt.

„O wie froh bin ich", rief sie, „nicht bis morgen warten zu müssen! Wie gnädig und barmherzig ist

doch der Herr! Er verläßt uns nie in allen unseren Lagen. O ich wäre sehr undankbar, wenn ich Ihn nicht für Seine Fürsorge loben und preisen würde."

Ich begab mich auf den Heimweg, um Margarethe gleich die versprochenen Sachen schicken zu können. Auf dem ganzen Wege mußte ich an sie denken, wie sie so ergeben war in den Willen des Herrn, so zufrieden in ihren Prüfungen und in ihrer Armut.

Welche von den beiden Frauen, die ich gerade besucht hatte, war wohl die glücklichere? Sicher die arme Margarethe D. — Sie war reicher und glücklicher als Frau L. mit all ihrem Reichtum. Und was war die Ursache? Die Antwort ist nicht schwer. Margarethe D. kannte den Herrn Jesum als ihren Heiland. Und das war mehr wert als alle Reichtümer und Schätze der Erde, und es gab ihrem Herzen Glück und Frieden, selbst dann, wenn die Wogen des Elends und der Leiden über ihrem Haupte zusammenzuschlagen drohten.

Während ich so über die beiden Frauen nachsann, wurde ich unwillkürlich an zwei Stellen erinnert, die meine jungen Freunde ihrem Gedächtnis fest einprägen sollten. Sie lauten:

„Die Gottseligkeit mit Genügsamkeit ist ein großer Gewinn." (1. Tim. 6, 6.) Und:

„Trachtet zuerst nach dem Reiche Gottes und nach Seiner Gerechtigkeit, und dies alles wird euch hinzugefügt werden." (Matth 6, 33.)

Aus der Finsternis zum Licht.

Es ist Spätherbst. Graue Wolken jagen am Himmel einher. Die Straßen der Stadt sind naß und schmutzig, da der Regen fast ohne Aufhören herniederrieselt. Die Witterung ist so recht ungemütlich. Das scheinen selbst die Spatzen zu fühlen; sonst so munter und keck, sitzen sie heute trübselig und still unter den Dachgesimsen, wo sie Schutz gesucht haben vor dem rauhen Westwinde. Die Straßen sind fast menschenleer. Wer nicht durchaus gezwungen ist auszugehen, bleibt gern daheim in der Nähe des warmen Ofens.

Wir wollen uns denn auch nicht lange draußen aufhalten, sondern lieber in ein Haus eintreten, das in einer engen Seitenstraße liegt. Es macht gerade keinen einladenden Eindruck, aber man ist doch wenigstens unter Dach und Fach. Steigen wir die Treppe hinauf, bis ins oberste Stockwerk, ja noch höher hinauf, bis zum Speicher. Eines der beiden Zimmerchen, die sich dort befinden, ist unser Ziel. Aber sind wir jetzt an einem behaglichen und angenehmen Ort? Nein! Es ist fast so kalt hier wie draußen. Kein wärmendes Feuer knistert im Ofen. Die Wände sind kahl und nackt. Der erste Blick belehrt uns, daß die Armut hier ihre Stätte aufgeschlagen hat. Am Tische sitzt ein bleicher, kränklich aussehender Mann. Der hohle Husten, der in kurzen Zwischenräumen seinen Körper erschüttert, verrät, daß die tückische Krankheit, Auszehrung genannt, ihr Werk schon weit in ihm gefördert hat. Ja, er ist schon lange krank, der arme Mann. Seit Wochen hat er

gar nichts mehr verdienen können, und seine trostlosen Mienen, sowie die kummervollen Züge seines Weibes, die mit ihrem Kinde beschäftigt ist, sprechen nur zu deutlich von dem Elend, in das sie geraten sind. Gerade sagt die Frau in traurigem Ton zu ihrem Manne: „Es hilft nichts, Johannes; du mußt einmal selbst hinausgehen und zusehen, ob du nicht wenigstens fünfzig Pfennig irgendwo geliehen bekommst. Es ist keine Brotkrume mehr im Schrank."

Und er, der kranke, schwache Mann, der tagelang überhaupt nicht mehr vor die Tür gekommen ist, erhebt sich mühsam von seinem Stuhl und schleicht wankenden Trittes, denn die Füße sind kaum mehr imstande, den abgezehrten Körper zu tragen, die Treppe hinab, um einen mitleidigen Nachbar aufzusuchen; vielleicht läßt er sich bereit finden, ihm die so notwendigen wenigen Groschen zu borgen.

Ob der kranke Mann in dieser Stunde des Unglücks wohl daran denkt, mit welch bitteren Gefühlen er die Briefe seiner gottesfürchtigen Schwestern gelesen und zerrissen hat, weil sie ihn baten, doch von seinem sündigen Leben abzulassen und zu Jesu zu eilen? Ob er sich wohl noch seines Gelübdes erinnert, nie mehr einen Brief von ihnen zu öffnen, wenn sie nicht ein für allemal „ihr frommes Geschwätz" aufhören würden?

Ich weiß es nicht. Jedenfalls hatte Johannes noch nicht lange das Haus verlassen, als eine menschenfreundliche Dame, welche in der Straße eine Familie suchte, wo der Vater krank und arbeitsunfähig sei, an seine Tür klopfte. Sie erfuhr auf ihr Fragen sehr bald, daß sie an den rechten Ort gekom-

men war, gab der Frau unseres Johannes fünf Mark und ging davon. Wer die Fremde war, hat Johannes nie in Erfahrung bringen können, und wie es kam, daß sie gerade in der Zeit der höchsten Not an seine Tür klopfte, auch nicht. Die Ewigkeit erst wird es offenbaren.

Als Johannes langsamen und unsicheren Schrittes die Straße hinabging, bemerkte ihn ein junger Mann. Die abgezehrte, gebückt daherschleichende Gestalt des Kranken flößte ihm inniges Mitleid ein. Er näherte sich ihm, klopfte ihm leise auf die Schulter und sagte: „Sie sehen sehr krank aus, armer Mann".

„Das bin ich auch in der Tat", war die Antwort.

„Ich fürchte, lieber Freund", fuhr der Andere in freundlichem Tone fort, „daß Ihr irdisches Leben kaum noch von langer Dauer sein wird"; und da Johannes nichts darauf erwiderte, fuhr er nach einer kurzen Pause ernst fort: „Kennen Sie Jesum als Ihren Heiland?"

Die Frage kam unserem Johannes höchst unerwartet und berührte ihn eigentümlich. „Nein, ich kenne Ihn nicht", murmelte er. „Ich weiß nur wenig von Ihm. Aber Sie haben recht: hier auf Erden wird meines Bleibens nicht lange mehr sein."

Der junge Mann notierte sich hierauf Namen und Adresse unseres Bekannten, gab ihm eine Schrift und verließ ihn dann mit dem Versprechen, ihn bald einmal aufsuchen zu wollen.

In Gedanken versunken, ging Johannes weiter. Die Frage: „Kennen Sie Jesum als Ihren Heiland?" war ein Pfeil aus dem Köcher Gottes gewesen, der ihm in die innerste Seele gedrungen war.

Die gehörten Worte hielten seinen Geist so gefangen, daß er gar nicht mehr daran dachte, weshalb er mit solcher Anstrengung seine Wohnung verlassen hatte. Ohne sich über sein Tun Rechenschaft zu geben, kehrte er nach Hause zurück und stieg langsam die vielen Stufen zu seiner Wohnung empor, immer mit der Frage beschäftigt: „Kennen Sie Jesum?"

Als er endlich bei seiner Frau ankam, erfuhr er, auf welche Weise Gott Hülfe gesandt hatte. Doch wie seltsam! in diesem Augenblick machte die unerwartete Botschaft kaum einen Eindruck auf ihn. Andere, wichtigere Dinge lagen ihm im Sinn. Ein Hunger begann sich in ihm zu regen, der nicht mit irdischem Brot gestillt werden konnte. Er sank in seinen Stuhl, und immer von neuem klang die Frage des Fremden in seinen Ohren wieder: „Kennen Sie Jesum? — Kennen Sie Jesum?"

Dann erinnerte er sich des Büchleins, das der junge Mann ihm gegeben hatte. Er zog es aus der Tasche und las, bis die müden Augen die Buchstaben nicht mehr zu entziffern vermochten; dann gab er es seiner Frau, damit sie ihm daraus vorlese. Was war denn der Inhalt des Büchleins? Es enthielt die traurige Erzählung von dem Ende eines Mannes, der in seinen Sünden, unversöhnt mit Gott, in die Ewigkeit hinübergegangen war. Der Kranke war tief ergriffen. Gerade so mußte es auch ihm ergehen; auch er hatte nichts anderes zu erwarten als ein Ende mit Schrecken. Er zitterte bei dem Gedanken an die furchtbare Wirklichkeit des Todes und des darauf folgenden Gerichts.

So verstrichen einige Tage. Die Finsternis in

seiner Seele wurde immer dichter, seine Furcht immer größer. Der junge Mann, dem Johannes auf der Straße begegnet war, schien sein Versprechen, den Kranken zu besuchen, vergessen zu haben. Doch dem war nicht so. Er hatte manchmal an Johannes gedacht, aber immer wieder hatte es Abhaltungen gegeben. Eines Abends jedoch fühlte er ein besonderes Bedürfnis, für den armen Mann zu beten; ja, es war ihm, als ob eine innere Stimme ihn dringend auffordere, sich sogleich auf seine Kniee zu werfen. Er schloß sich deshalb in sein Zimmer ein und flehte inbrünstig zu Gott, Er möge sich doch der Seele des Kranken erbarmen.

Genau an demselben Abend sagte Johannes zu seiner Frau: „Ich bin sicher, jemand betet jetzt für mich; ich fühle es". Und damit tauchten Gedanken in seinem Innern auf über den Herrn Jesum, der, wie jenes Büchlein besagte, am Kreuze gestorben war für arme, unwürdige, verdammungswerte Sünder, — Gedanken, wie sie ihm bis dahin völlig fremd geblieben waren. Und wie er so nachsann über die Liebe des Lammes Gottes, das ein solches Werk vollbracht hatte, da meinte er plötzlich in einer Ecke des Zimmers eine Art Erscheinung zu sehen: den Heiland, ans Kreuz genagelt.

Sprachlos vor Staunen, ja im ersten Augenblick fast von Entsetzen ergriffen, starrte er das Wunder an. Was bedeutete das? Bald wurde es licht in ihm. Er erkannte: Das war eine klare, nicht mißzuverstehende Aufforderung von Gott, zu Jesu seine Zuflucht zu nehmen. Und Johannes folgte der Aufforderung. Er nahm Jesum im Glauben

an; er glaubte, daß Er auch für ihn gestorben sei, und daß Sein kostbares Blut eine vollkommene Sühnung für alle seine Sünden geschaffen habe. In einem Augenblick war ihm jetzt die schwere Bürde seiner Schuld abgenommen; er kannte Jesum, er war gerettet.

Tränen der Freude rollten über seine bleichen Wangen, als er seine wunderbare Bekehrungsgeschichte einigen Freunden mitteilte, die da kamen, um ihn zu besuchen.

„Ich kann es nicht verstehen; ich kann es nicht fassen!" rief er ein über das andere Mal in überströmendem Glück aus. „Gnade für mich, der ich meine ganze Zeit ohne Gott gelebt habe! Ja, selbst seitdem ich hier krank im Zimmer sitzen mußte, habe ich die Stunden nur mit dem Lesen von Zeitungen und wertlosen Büchern zugebracht; und das habe ich getan bis zu dem Tage, wo der junge Mann mir auf der Straße begegnete. Daß Gott, gegen den ich mein ganzes Leben lang nur gesündigt habe, mir in Seiner Gnade entgegengetreten ist, und zwar gerade an dem Tage, als ich zum letzten Male das Haus verlassen konnte, das ist zu wunderbar! Gerettet, in Sicherheit gebracht für alle Ewigkeit! Ich kann es nicht fassen!"

Die Freunde waren nicht wenig verwundert über die Umwandlung, welche mit dem Kranken vorgegangen war, und einer von ihnen meinte ungläubig: „Wie, du solltest so plötzlich, in solch kurzer Zeit, für alle Ewigkeit gerettet worden sein? Das kann ich nicht glauben. Es scheint mir doch, daß du die Sache zu leicht nimmst und dein vergangenes Leben ganz vergessen hast."

Doch Johannes ließ sich nicht irre machen.

„Gott kann nicht lügen", antwortete er freudig. „Der Herr Jesus hat gesagt: „Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinauswerfen", und: „Wer mein Wort hört und glaubt Dem, der mich gesandt hat, hat ewiges Leben und kommt nicht ins Gericht". Ist das nicht genug? Ja, da ist Gnade für jeden Sünder, selbst für mich!"

In diesem Augenblick mischte sich die Frau ins Gespräch und sagte: „Ja, es ist wirklich seltsam mit ihm; sonst war er stets in ärgerlicher, gereizter Stimmung; immer hieß es: „Ach, könnte ich doch einmal wieder hinab auf die Straße!" Aber seit jenem letzten Ausgang ist das ganz anders geworden."

„Ja", bestätigte Johannes, „wie oft habe ich hier am Fenster gesessen und den Kindern unten auf der Straße bei ihren Spielen zugeschaut, bis ich weinte vor Ärger und Schmerz, daß ich dazu verurteilt war, hier oben einsam und untätig zu sitzen. Jetzt wende ich dem Fenster den Rücken zu und schaue in jene Ecke, wo ich meinen teuren Herrn gesehen habe, oder ich richte meinen Blick nach oben und denke über Seine unendliche Liebe nach. Jetzt habe ich nicht mehr den Wunsch, hinauszugehen und mich wieder in dem Strudel des Lebens bewegen zu können. Ich kenne jetzt etwas Besseres. Ich habe Jesum gefunden!" Dabei strahlte sein Gesicht von himmlischer Freude.

Es gab unter den unbekehrten Bekannten unseres glücklichen Johannes einen, den er ganz besonders zu sehen wünschte. Man sandte deshalb zu ihm mit der Bitte, er möge seinen alten Gefährten doch einmal besuchen.

Er versprach es und erschien auch wirklich eines Abends in dem engen Dachkämmerchen. Nachdem er den Kranken freundlich begrüßt hatte, sagte er:

„Nun, Johannes, wie geht es dir? Man sagte mir, du seiest sehr krank."

Der Angeredete lächelte, nahm die Rechte des starken Mannes zwischen seine eigenen abgezehrten Hände und antwortete:

„Ja, ich bin sehr krank, Eduard, aber ich bin so glücklich, o so glücklich! Ich gehe in den Himmel. Sage es allen meinen Freunden und Bekannten. O hätte ich doch früher gewußt, was ich jetzt weiß! Hätte ich Jesum früher gekannt und nicht so gelebt, wie ich es leider getan habe! Was sind alle Vergnügungen und Zerstreuungen dieser Welt, wenn ich sie vergleiche mit dem Frieden und Glück, die ich heute genieße!"

„Ach, Eduard", fuhr er fort, indem er die Hand des Freundes fester drückte und ihm ernst und voll in die Augen sah, „du wirst auch einmal an dem Punkte anlangen, wo ich jetzt bin, an der Schwelle der Ewigkeit. Bist du bereit? Bist du bereit?"

Ernst und eindringlich klang die warnende Stimme an das Ohr des Freundes. Ach! er war noch nicht bereit. — Ob er aus dieser Stunde einen bleibenden Segen mitgenommen hat? Gott gebe es!

Die Kräfte des Kranken nahmen zusehends ab. Einige Tage vor seinem Ende empfing er den Besuch einiger christlicher Freunde. Er bat sie, ihm ein Lied zu singen. Man stimmte ein Lied an, das mit den Worten beginnt: „Ich hoffe einst bei Ihm zu sein".

„Nein", unterbrach Johannes die Singenden, „das ist nicht richtig; ich weiß, daß ich dort bei Ihm sein werde. Da ist gar kein Zweifel. Ich weiß bestimmt, daß ich bald in der Herrlichkeit droben anlangen werde; denn Jesus liebt mich, und ich liebe Ihn." Dann forderte er ein Buch und sagte lächelnd: „Ich kann auch noch singen"; und wirklich, er sang so frisch und kräftig mit, daß seine Stimme die der Anderen fast übertönte.

Und nun noch ein letzter Besuch bei unserem Freunde. Kommt mit, ihr Spötter, und sehet, welch himmlisches Licht in die dürftige Stube des Sterbenden fällt. Ihr Klugen und Weisen, beantwortet mir die Frage: Woher kommt es, daß der Tod für ihn ein heißersehnter Friedensbote ist? Stellt euch neben seinen Sessel, betrachtet das abgezehrte Gesicht, das tief liegende Auge, die eingefallene Gestalt, die dünnen, fleischlosen Hände mit der fast durchsichtigen Haut; und dann höret die denkwürdigen Worte aus einem Munde, der in wenigen Stunden für immer geschlossen sein wird. Höret und nehmet zu Herzen, was der Sterbende mit brechender Stimme flüstert, während ein triumphierendes Lächeln sich über seine Züge verbreitet:

„Man sagt mir, daß ich im Sterben liege; man sagt, man wolle mein Abscheiden sehen. Aber ich sage euch, ich werde nicht sterben. O nein, ich werde nicht sterben, ich werde nur entschlafen. Für mich gibt es keinen Tod. Ich gehe zu Jesu; ich gehe heim, ins Vaterhaus!"

So nahm Johannes Abschied von diesem Leben.

Sein Tod war in der Tat kein Sterben, sondern ein glückliches, friedliches Heimgehen. Für ihn galt in Wahrheit das Wort: „Verschlungen ist der Tod in Sieg. Wo ist, o Tod, dein Stachel? Wo ist, o Tod, dein Sieg?"

Den Seinen gibt es der Herr im Schlaf.

Ein lieber, christlicher Freund erzählt folgende Geschichte aus seinem Leben:

Es war Ende Februar oder anfangs März. Eine lange Krankheit lag hinter mir, von der ich mich gerade, dank der gnädigen Hülfe Gottes und der treuen, liebreichen Pflege, die mir zu teil wurde, zu erholen begann.

Da trat eines Morgens ein Handwerksbursche in mein Zimmer. Der arme Mensch sah so blaß und elend aus und war in solch abgetragene, schlechte Kleider gehüllt, daß es einen ordentlich erbarmte.

Er erzählte mir, Monate lang habe er schwer krank daniedergelegen, — es war ihm anzusehen, daß er die Wahrheit sprach, — dadurch habe er seine Stelle verloren, seine wenigen Ersparnisse bis auf den letzten Heller aufgezehrt, und jetzt wolle ihm niemand mehr Arbeit geben, da bei seinem verwahrlosten, jämmerlichen Aussehen ihm keiner Vertrauen schenken könne.

Die Art und Weise, wie der Arme das alles erzählte, ließ keinen Zweifel an der Wahrheit seiner Worte aufkommen. Halt! dachte ich daher bei mir selbst, es ist dir in deiner langwierigen Krankheit so

gut ergangen, nichts hat dir gefehlt, und dieser arme Mensch hat alles, selbst das Notwendigste, eingebüßt. Ist es da nicht deine Pflicht, ihm zu helfen, so gut du es vermagst? Doch wie sollte ich das anfangen? Ich war selbst keineswegs mit irdischen Glücksgütern gesegnet, und durch meine langwierige Krankheit erst recht zurückgekommen. Aber hier mußte geholfen werden; und so sagte ich nach kurzem Überlegen, indem ich aus meinem Leinenkasten ein Hemd hervorholte: „Ich sehe, daß Ihr kein Hemd habt, guter Freund. Hier habt Ihr eins, geht ins Nebenzimmer und zieht es an."

Der junge Mann zögerte erst ein wenig, aber durch freundliches Zureden ließ er sich doch bewegen, das Geschenk anzunehmen.

Während er im Nebenzimmer war, nahm ich, da sein bescheidenes Benehmen meine Teilnahme verdoppelt hatte, seine Tasche und steckte alles hinein, was ich glaubte entbehren zu können. Da es für den Verlauf meiner Erzählung von Wichtigkeit ist, führe ich die einzelnen Gegenstände an.

Es waren noch zwei Hemden, ein Paar Schuhe, eine kurze Jacke, eine Mütze, eine Weste, eine Flasche Malaga, die ein guter Freund mir zur Stärkung meiner Gesundheit gesandt hatte, die der arme, schwache Jüngling aber entschieden nötiger hatte als ich, und etwas Schokolade. Und da ich meinen Umständen nach ziemlich bei Kasse zu sein meinte, wickelte ich noch zwei Taler in ein Stück Papier, auf welches ich die Worte schrieb:

Vertrau auf Gott,
Er hilft in Not!

Gerade als ich damit fertig war, trat der junge Mann mit vergnügtem Gesicht wieder ins Zimmer. Wirklich, er sah in seinem neuen Hemd mit dem blendend weißen Kragen schon viel besser aus als vorher. Mit herzlichem Dank nahm er Abschied, hängte sich die Tasche über den Rücken und ging, ohne in seiner Freude zu bemerken, daß sie schwerer war als gewöhnlich, froh und wohlgemut seines Weges.

Ich habe seitdem nichts mehr von dem jungen Manne gehört, weiß also nicht, was aus ihm geworden ist. Doch ist mir dieser Morgen stets in Erinnerung geblieben wegen der unmittelbar darauf folgenden, wunderbaren Begebenheit.

Am Abend dieses Tages kam nämlich mein Arzt, um sich nach meinem Befinden zu erkundigen. Er fühlte den Puls und sagte:

„Alles hat bis jetzt einen guten Verlauf genommen; aber nun wird es auch Zeit, daß Sie aus der Stadt und der schlechten Stubenluft herauskommen und einen mehrwöchentlichen Aufenthalt auf dem Lande nehmen. Das wird Sie wieder ganz zu Kräften bringen. Je eher Sie gehen, desto besser; die *Landluft wird mehr wirken, als alle meine Arzneien.*"

Ich mußte dem Doktor recht geben; aber, aber, woher sollte ich das nötige Reisegeld nehmen? Das war eine Frage, über deren Lösung ich mir vergeblich den Kopf zerbrach. Fast meinen ganzen Reichtum an Geld hatte ich dem armen Handwerksburschen in die Tasche geschoben; und aus meinem Kleiderkasten, der ohnehin nicht allzureich gefüllt gewesen war, gähnte mir jetzt eine erschreckende Leere entgegen.

Der Arzt entfernte sich und ließ mich mit meinen Gedanken allein. Ich fühlte gerade keinen Schmerz über meine Freigebigkeit, aber mein Verstand sagte mir doch: „Da hast du einen recht dummen Streich gemacht. Warum hast du dem jungen Mann nicht etwas weniger gegeben? Du konntest deine geringen Habseligkeiten doch selbst gerade gut genug brauchen. Jetzt sitzest du in der Klemme und kannst den Rat des Doktors nicht befolgen."

Ich legte mich zu Bett und beschäftigte mich noch lange mit meinen Überlegungen. Endlich aber fiel ich in Schlaf und schlief so fest, wie es nur in jungen Jahren, und besonders nach einer Krankheit, möglich ist.

Als ich am folgenden Morgen erwachte, war es mir zuerst, als ob ich träume; denn es konnte doch unmöglich Wirklichkeit sein, was ich sah. Am Fußende meines Bettes lag nämlich ein großer Pack Kleider. Ich rieb mir die Augen, beugte mich vornüber, um besser sehen zu können, und befühlte endlich die Kleider. War es denn möglich? Ja, es war so; da lag wirklich ein Pack Kleider, und er blieb liegen, so wunderbar und unglaublich es mir auch erscheinen mochte. Ich grübelte lange darüber nach, von wem die Sachen wohl sein könnten, und kam schließlich auf den Gedanken, jemand müsse den Pack, um ihn für den Augenblick los zu sein, dahin gelegt haben, in der Absicht, ihn nachher wiederabzuholen. Das war allerdings sehr unwahrscheinlich, aber doch möglich. Während meiner Krankheit hatte nämlich der Zimmerschlüssel immer von außen in der Tür gesteckt, so daß die Hausleute ungehindert eintreten

und nach mir sehen konnten. Das war auch jetzt noch der Fall.

Ich stand endlich auf und besah mir die Kleider. Sie waren so gut wie neu und von ausgezeichneter Beschaffenheit. Wiederum zerbrach ich mir vergeblich den Kopf darüber, woher sie wohl kämen, und wer sie mir gebracht haben möchte. Denn bei ruhiger Überlegung erschien mir meine Annahme, daß jemand den Pack auf mein Bett gelegt haben solle, um ihn nachher wieder wegzuholen, immer unwahrscheinlicher.

Kopfschüttelnd machte ich mich daran, mein Bett auszulegen, wie ich das seit langer Zeit zu tun gewöhnt war. Ich nahm zu diesem Zweck mein Kopfkissen ab; da fiel auf einmal ein Päckchen zu Boden, gerade vor meine Füße.

Ich hob es auf, und was fand ich darin? Vier Taler, sorgfältig in ein Stück Papier gewickelt.

Jetzt war ich sicher, daß alles in einer bestimmten Absicht hergebracht worden sein mußte, und ich blickte forschend im Zimmer umher, in der Hoffnung, irgend einen Anhaltspunkt zu finden, der mir das Rätsel lösen half.

Ich brauchte nicht lange zu suchen. Auf meinem Schreibpult lag ein Zettel, auf welchem etwas geschrieben stand. Ich sprang hinzu und las: „Den Seinen gibt es der Herr im Schlaf".

Nun war es klar, von wem die Sachen kamen, und für wen sie bestimmt waren. Der Herr selbst hatte sie mir geschickt. Aber welcher Mensch als Werkzeug in Seiner Hand gedient hatte, das blieb mir ein Rätsel.

Mit Gefühlen, die aus Scham und Dankbarkeit gemischt waren, musterte ich noch einmal die Gaben, und meine Verwunderung erreichte den Gipfelpunkt, als ich bemerkte, daß ich jedes verschenkte Stück doppelt wieder erhalten hatte.

Wunderbar! Ich hatte doch niemandem etwas von der Sache erzählt; kein Mensch wußte, was ich dem armen Handwerksburschen gegeben hatte. Und doch lag da alles in doppelter Anzahl oder Größe vor mir, gerade so, als wenn jemand dabeigestanden und genau alles aufgezeichnet hätte, was ich in die Tasche des Handwerksburschen wandern ließ.

Für die drei Hemden lagen sechs da, und an Stelle der Schuhe ein Paar lange Stiefel; für die Mütze war ein Hut da, für meine alte Weste eine schöne neue, und für die Jacke ein schöner Rock; für meine zwei Taler hatte ich vier andere; für meine Flasche Malaga standen da zwei; ja, selbst die Schokolade fehlte nicht.

Aufs tiefste erstaunt und beschämt stand ich da. Wie töricht waren doch meine verständigen Überlegungen am vorigen Abend gewesen! Wie hatte Gott auf so wunderbare, unbegreifliche Weise gesorgt! Mein Herz floß über von Lob und Dank gegen den Geber aller guten Gaben.

Begreiflicherweise hätte ich gar zu gern gewußt, wen Gott denn eigentlich gebraucht hatte, um mir diesen Liebesdienst zu erweisen. Noch an demselben Tage erfuhr ich, wer mir die guten Sachen gebracht hatte, aber wer der Geber derselben war, das ist mir erst zwanzig Jahre später durch ein wunderliches Zusammentreffen besonderer Umstände, die ich hier

nicht näher erläutern will, bekannt geworden. Sie kamen von einem Manne, der mir gänzlich unbekannt war.

Den Überbringer fand ich auf folgende Weise heraus:

Ich hatte bei einem Bekannten, einem Maler, etwas abzuholen und begab mich infolge dessen noch an demselben Abend in dessen Wohnung. Während ich mich mit ihm unterhielt, bemerkte ich, daß fortwährend ein seltsames Lächeln auf seinen Zügen lag. Anfänglich wußte ich nicht recht, was das zu bedeuten habe; dann aber fuhr mir auf einmal ein Gedanke durch den Kopf.

„Hören Sie einmal, Herr B.", fragte ich ganz unvermittelt, „wissen Sie nicht etwas von einem gewissen Pack Kleider, den ich heute Morgen in meinem Zimmer fand?"

„Das will ich nicht leugnen", antwortete er lachend; „aber ich muß Ihnen sogleich auch mitteilen, daß die Sachen nicht von mir sind, und daß ich nicht sagen darf, wer sie geschickt hat. Übrigens kennen Sie den Geber auch gar nicht."

Ich bat ihn darauf, mir wenigstens zu erzählen, wie es gekommen sei, daß ich gerade heute die Geschenke empfangen habe. Darauf teilte er mir folgendes mit:

Vor etwa einem Jahre hatte einer seiner Bekannten seinen einzigen, bereits erwachsenen Sohn verloren, und der betrübte Vater war einige Zeit danach zu ihm gekommen und hatte ihn gefragt, ob er nicht irgend einen armen, strebsamen Studenten kenne, dem mit den Kleidern seines Sohnes ein Dienst erwiesen werden könne.

Der Maler hatte für den Augenblick niemanden gewußt, versprach aber, vorkommenden Falles sich der Sache zu erinnern. Sie war ihm aber allmählich ganz aus dem Sinn gekommen, bis er am vorhergehenden Abend meinen Arzt getroffen hatte, bei dem er sich nach meinem Befinden erkundigte.

„O er wird wohl bald wieder ganz wohl sein", hatte dieser geantwortet; „nur muß er jetzt auf Reise, die Stadtluft taugt vorläufig noch nicht für ihn."

Da war dem Maler mit einemmale sein Versprechen vom vorigen Jahre eingefallen. „Halt", hatte er bei sich gedacht, „der junge Mann ist lange krank gewesen und hat nichts verdienen können; er wäre vielleicht der rechte Mann für die Kleider."

Flugs hatte er sich zu dem alten Herrn begeben und ihm mitgeteilt, daß er jemanden gefunden habe, bei dem die Kleider wohl angebracht wären. Dabei hatte er ihm meine ganze Geschichte erzählt, unter anderem auch, daß ich lange krank gewesen sei und jetzt aufs Land gehen solle.

Der alte Herr war mit dem Vorschlag des Malers völlig einverstanden gewesen, und als er von meiner Krankheit hörte, hatte er hinzugefügt:

„Ich will noch einige Flaschen guten Wein beilegen; die werden dem jungen Manne gut tun. Und wenn er aufs Land muß, werden ihm ein paar Taler Reisegeld auch nicht ungelegen kommen."

Mein fürsorglicher Freund, der Maler, hatte vergnügt alles entgegengenommen und war, obwohl es schon ziemlich spät war, auf der Stelle damit in meine Wohnung geeilt. Ich war, wie meinen jungen Lesern bekannt ist, bereits in Schlaf gefallen,

und um mich nicht aufzuwecken, hatte er alles, samt einer Tafel Schokolade, die gerade in seinem Besitze war, behutsam auf mein Bett gelegt; dann hatte er ein Blatt aus seinem Notizbuch gerissen und die bekannten Worte aus Psalm 127 darauf geschrieben. Das war die einfache Auflösung des Rätsels.

Für mich aber stand es fest, daß nur die Güte und Fürsorge meines himmlischen Vaters es war, die mir alle diese Dinge in einer Zeit zugesandt hatte, wo ich ihrer so dringend bedurfte. Und zu Hause angekommen, fiel ich auf meine Kniee nieder, um Ihn zu preisen, der in solch überströmender Güte meiner gedacht hatte.

„Jetzt oder nie."

Wie gefährlich das Leben in den Bergwerken ist, wird den meisten der freundlichen Leser der „Samenkörner" bekannt sein. Oft hört man von Unglücksfällen, welche die armen Bergleute betroffen haben, sei es beim Einfahren in den tiefen Schacht, sei es in der Grube selbst durch Verschüttetwerden unter Gesteinsmassen, durch Ersticken infolge plötzlich entstehender Gase und was dergleichen mehr ist. Wohl denen unter ihnen, die ihre Rechnung mit Gott abgeschlossen haben und mit Ruhe dem Tode ins Auge schauen können! Aber wehe den übrigen! Denn manchmal kommt der Tod so schnell, daß keine Zeit mehr bleibt zu Überlegungen.

In der nachstehenden kleinen Erzählung teilt uns ein Bergmann mit, wie er durch ein Gruben-

unglück, dem er leicht hätte zum Opfer fallen können, zum Nachdenken und auf den Weg des Heils gebracht wurde.

„Vor mehreren Jahren", so erzählt er, „war ich Steiger in einer unserer größeren Kohlengruben. Ich bekleidete einen ziemlich verantwortungsvollen Posten. Meine Aufgabe war nämlich, vor Beginn der Arbeit in die Grube hinabzusteigen und zu untersuchen, ob alles in Ordnung, ob die Gänge frei von sogenannten schlagenden Wettern und überhaupt zur Arbeit sicher seien.

So begab ich mich eines Morgens wieder wie gewöhnlich zur Arbeitsstelle. Es war gegen zwei Uhr. Ich stieg in den Förderstuhl und fuhr langsam den etwa 400 Fuß tiefen Schacht hinab. Die ersten hundert Fuß ging alles gut; dann aber geriet der Stuhl plötzlich aus einer mir unbekannten Ursache ins Schwanken, stieß heftig mit einer Ecke gegen die Seite des Schachtes und riß einen Teil des Holzwerkes weg, das wohl im Laufe der Zeit etwas morsch geworden sein mochte. Große Holzstücke fielen polternd, hier und da anstoßend, in die Tiefe. Andere, größere, folgten, und im nächsten Augenblick verkündete eine starke Erschütterung, daß auch das obere Gebälk des Förderstuhles von einem herabsausenden Holze getroffen worden war. Das Herz krampfte sich mir zusammen; denn es war mir ganz klar, daß mein Fahrstuhl schon im nächsten Augenblick in Stücke zerschmettert werden konnte; und ich?! Schaudern ergriff mich bei diesem Gedanken. Gab es denn gar keine Möglichkeit, mich aus meiner furchtbaren Lage zu befreien? Da fiel mir plötzlich

ein, daß etwa 200 Fuß oberhalb des Bodens des Schachtes ein alter, nicht mehr benutzter Gang in diesen einmündete, und daß das „Auge“, wie wir Bergleute den Eingang zu nennen pflegen, noch

offen stand. Das konnte ein Rettungsweg sein. Wenn es mir gelang, durch einen Sprung den Eingang zu erreichen, so war ich in Sicherheit. Freilich war die Sache äußerst gefährlich. Sprang ich fehl — und der Sprung aus dem hin und her schwankenden Fahrstuhl war höchst unsicher — so war es mit mir vorbei; desgleichen, wenn mich im Augenblick des Sprunges einer der unablässig herabstürzenden Balken traf. Doch es war der einzige Rettungsweg. So machte ich mich bereit zu dem Sprung auf Leben und Tod. Kaum war es geschehen, da kam auch schon der Gang in Sicht. „Jetzt oder nie", sagte ich zu mir selbst. Der Stuhl befand sich fast in gleicher Höhe mit dem Eingang. Ich preßte die Lippen zusammen, sprang mit dem Mute der Verzweiflung von dem Rande meines Fahrzeugs ab und — war in Sicherheit.

Welche Gefühle mein Herz in diesem Augenblick erfüllten, das mögen sich meine jungen Leser selbst ausmalen. Die feuchten, schleimigen Wände des dunklen Ganges erschienen mir herrlicher als die reichverzierten Mauern eines prächtigen Palastes. Welch einer Gefahr war ich entronnen! Wäre ich im Förderstuhle geblieben, oder wäre ich fehlgesprungen — ein entsetzlicher Tod wäre mir in jedem Falle sicher gewesen. Durch Gottes Barmherzigkeit war ich dem sichern Verderben entronnen.

Dieses Ereignis brachte mich doch zum Nachdenken. Ich hatte bis jetzt dahin gelebt, ohne mich viel um Gott und Sein Wort zu kümmern. Nicht daß ich nicht an Gott geglaubt hätte, nein, aber ich war zu gleichgültig gewesen, um nach dem Heil meiner Seele zu fragen. Mein Lebensschifflein war

bis dahin ohne besondere Störung auf den Wellen dahingeglitten. In den irdischen Dingen hatte ich Befriedigung gesucht und nie an das Eine, das not ist, gedacht. Jetzt plötzlich drängte sich mir die Frage mit unwiderstehlicher Gewalt auf: Was wäre aus dir geworden, wenn du auf solch unerwartete, schreckliche Weise aus dem Leben hättest scheiden müssen? Und die Stimme des Gewissens antwortete klar und deutlich: „Du wärest dem gerechten Zorne eines heiligen Gottes anheimgefallen". Da ging mir mit einemmale ein Licht auf über meinen Zustand vor Gott. Ich erkannte, daß mein Leben bisher ein verlorenes gewesen war, und daß ich selbst nichts anderes war als ein elender, armer Sünder. Diese Erkenntnis vertiefte sich von Tag zu Tage. Nach und nach geriet ich in einen seelischen Zustand, der fast unerträglich war. Ich fühlte mich zum Verzweifeln unglücklich. Ich betete, weinte, schrie zu Gott; ich suchte so viel wie möglich meine Sünden zu bereuen und ein besseres Leben anzufangen — aber alles war vergeblich, ich wurde unglücklicher als zuvor.

In meiner Not wandte ich mich an einige Personen, die mir als Christen bezeichnet wurden. Auf meine Frage, was ich zu tun habe, um aus meinem furchtbaren Zustande befreit zu werden, wurde mir zur Antwort: „Sie müssen glauben, einfach glauben; dann wird es schon nach und nach mit Ihnen besser werden"; und am nächsten Tage fragte man mich: „Nun, fühlen Sie sich nicht schon ein wenig erleichtert?" Aber niemand legte mir den Heilsweg klar aus. Ich hätte ja gern geglaubt; aber

was und an wen sollte ich glauben? Ich war dem Namen nach ein Christ, aber ich wußte sozusagen nichts von Christo. So gingen einige Monate dahin.

Eines Tages erhielt ich auf der Straße von einem Unbekannten einen Traktat. Da ich nicht Zeit hatte, ihn gleich zu lesen, steckte ich ihn in die Tasche. Am nächsten Morgen fuhr ich wie immer in die Grube, deren Schachtwände natürlich längst wieder in Stand gesetzt waren, untersuchte die meiner Aufsicht anvertrauten Gänge u. s. w., und zog mich dann in einen alten, unbenutzten Gang zurück, um dort auf meine Kniee niederzusinken und zu beten. So hatte ich es schon längere Zeit jeden Morgen gemacht. Hier fiel mir der am Tage vorher erhaltene Traktat ein. Ich zog ihn aus der Tasche und las ihn beim Schein meiner Sicherheitslampe. Sein Inhalt machte einen tiefen Eindruck auf mich. Er redete in einfacher, verständlicher Sprache von dem Zustande des Sünders und dem Heile in Christo. Am Schlusse des Blattes hieß es:

„Nicht durch seine Reue, seine Tränen und Gebete, nicht durch sein Schreien und Rufen findet ein Mensch Vergebung seiner Sünden; nein, nur ein einfältiges, nicht zweifelndes Vertrauen auf Christum und Sein vollbrachtes Werk gibt dem friedelosen Herzen Ruhe und befreit das aufgewachte Gewissen von seinem schweren Druck".

Ach! das war es, was ich nötig hatte. Diese Worte waren wie Balsam für mein verwundetes Herz. Völliges Vertrauen auf Christum, den Gekreuzigten, ein einfältiger Glaube an Ihn, ja, das konnte mir helfen. Ich hatte es bis dahin in mir selbst

gesucht, in meiner Reue, meinen Gebeten und meinem Tun; mit einemmale wurde es hell in meinem Innern. Jetzt sah ich Christum; Er hatte alles für mich getan, und nur Er konnte mir ewiges Leben schenken. Und nun tat ich nichts mehr; nein, ich machte es wie seiner Zeit der Kerkermeister zu Philippi: ich glaubte; und siehe da, Schrecken und Angst waren verschwunden, und eine heilige Freude, ein seliger Friede erfüllten mein Herz.

Jahre sind seitdem verflossen. Vieles hat sich in der Zeit geändert, doch mein Glück und meine Freude nicht. Noch oft denke ich an jene Zeit zurück, und dann fallen mir immer wieder die Worte des Psalmisten ein: „Er hat mich heraufgeführt aus der Grube des Verderbens, aus kotigem Schlamm; und Er hat meine Füße auf einen Felsen gestellt, meine Schritte befestigt". (Psalm 40, 2.)

Ewigkeit.

Ewigkeit! — Hast du je in deinem Leben über das Wort Ewigkeit nachgedacht, mein lieber Leser? Hast du je deine Gedanken dabei verweilen lassen, was es eigentlich bedeutet? Welcher Verstand könnte seine Tiefen ergründen? Wer vermöchte die Länge der Ewigkeit zu ermessen? Ohne Anfang, ohne Ende! Verwirrung bemächtigt sich des Geistes, wenn er über diesen Gegenstand nachsinnt. Mag er, über die Grenzen dieser Zeit hinweg, noch so weit in die vergangenen oder die kommenden Zeitalter hineinschauen, nirgendwo kommt er zu einem Ziel-

und Ruhepunkt. Wenn es, um ein erklärendes Beispiel anzuführen, möglich wäre, die Sandkörner am Ufer des Ozeans zu zählen und sie mit der Anzahl Tropfen, die das weite, schier unergründliche Weltmeer enthält, zu multiplizieren, und wenn man dann für jede Einheit der erhaltenen Summe tausend Jahre einsetzte, so würde, wenn dieser ganze unermeßliche Zeitraum vorüber wäre, doch noch die Ewigkeit fortbestehen. O über die entsetzliche Ewigkeit der Nicht-Erretteten! Ach, geliebter Leser, wenn diese Nacht deine Seele von dir gefordert werden sollte, wo würde der Morgen dich finden? In der Ewigkeit! Aber wo? In einer Ewigkeit voller Freude? Würdest du diese Erde verlassen, um für immer bei dem Herrn zu sein? Oder würde die äußere Finsternis dich aufnehmen, die Stätte, wo das Weinen und das Zähneknirschen sein wird?

Die Schrift spricht von einem Himmel, aber sie spricht auch von einer Hölle. Darum bitte ich dich, teurer Leser, lege dir die Frage vor, aber mit Ernst, gleichsam in der Gegenwart Gottes: Bin ich auf die Ewigkeit vorbereitet? Bin ich errettet? Was bringt mir die Ewigkeit? Vielleicht wirst du antworten, wie schon so manche andere vor dir es getan haben: „Ich kann nicht sagen, daß ich schon errettet bin; aber ich hoffe zuversichtlich, daß eines Tages in dieser Beziehung alles in Ordnung kommen wird". O mein lieber Freund, wenn es so mit dir steht, dann bitte ich dich dringend, nicht auf diesem Wege weiter zu gehen. Die Worte: ich hoffe eines Tages errettet zu werden, mit denen du dich zu beruhigen suchst, sind eine Täuschung Satans,

eine Lüge, wodurch er Tausende von Seelen ihrem ewigen Verderben entgegenführt. Denn worauf gründest du deine Hoffnung? Wer auf das Wort Gottes baut, hat nicht nötig zu hoffen; er ist seiner Sache gewiß.

Gottes Tag für die Rettung verlorener Sünder ist heute. „Siehe, jetzt ist die wohlangenehme Zeit; siehe, jetzt ist der Tag des Heils." Wie bald der Tag der Gnade zu Ende sein mag, wissen wir nicht, doch Jesus hat gesagt: „Siehe, ich komme bald!" Und käme Er heute und fände dich in deinem gleichgültigen, unveränderten Zustand, so würde Er die Tür vor dir verschließen, und nimmermehr würde sie dir wieder geöffnet werden. „Von da an, wenn der Hausherr aufgestanden ist und die Tür verschlossen hat, und ihr anfangen werdet, draußen zu stehen und an die Tür zu klopfen und zu sagen: Herr, tue uns auf! und Er antworten und zu euch sagen wird: Ich kenne euch nicht, wo ihr her seid; alsdann werdet ihr anfangen zu sagen: Wir haben vor dir gegessen und getrunken, und auf unseren Straßen hast du gelehrt. Und Er wird sagen: Ich sage euch, ich kenne euch nicht, wo ihr her seid; weichet von mir, alle ihr Übeltäter!" (Luk. 13, 25—27.)

Teurer unbekehrter Leser! kannst du den Gedanken ertragen, für immer aus der Gegenwart Gottes verbannt, von dem Himmel mit all seiner Herrlichkeit und Freude ausgeschlossen zu sein, aber eingeschlossen mit Satan und all den verlorenen Seelen in ein entsetzliches, ewiges Gefängnis? O bedenket es, ihr jungen Leser:

Gnadenzeit ist bald verflossen,
O wie so bald!
Für die Kleinen und die Großen:
O wie so bald!
Diese Welt wird Jesum sehen,
Wird vor Ihm, dem Richter, stehen;
Dann hilft Weinen nicht und Flehen.
O wie so bald!

Ja, eher, viel eher, als ihr es erwartet habt, werdet ihr vielleicht vor Ihm erscheinen müssen, dessen liebevolle Aufforderung, euch mit Gott versöhnen zu lassen, von euch unbeachtet geblieben ist. Aber dann werdet ihr Ihm als Richter gegenüberstehen. Der Tag der Gnade ist dann für euch dahin.

Vielleicht gehört der eine und andere Leser dieser Zeilen nicht mehr zu den Jungen. Vielleicht hast du schon viele Jahre in dieser Welt zugebracht ohne Gott und ohne Hoffnung, und bist noch immer nicht errettet. Wenn dies der Fall ist, so ist dein Zustand, wenn möglich, noch trauriger. Auch du gehst der Ewigkeit entgegen, und vielleicht sind dir nur noch wenige Tage beschieden. Ein langes Leben, mit unreinen Gedanken, Worten und Werken befleckt, liegt hinter dir, und eine ernste Abrechnung vor dir. Deine Ewigkeit ist nicht durch die liebliche Gegenwart Jesu erhellt; sie enthält nur Finsternis und Dunkelheit. Bist du mit diesem schrecklichen Lose zufrieden? Nein, es kann nicht sein! Darum höre, und danke Gott, daß dir noch einmal Seine Friedensbotschaft nahe gebracht wird. Jesus Christus hat eine Erlösung für dich bewirkt. Er kam hernieder auf diese Erde und ging in den Tod, auf daß der zum Tode verurteilte Sünder leben möchte; denn „der Lohn der Sünde ist der Tod“.

Unser aller ewiges Los wäre der zweite Tod, der Feuersee, gewesen, wenn nicht Gott Seinen Sohn dahingegeben hätte, damit Er für uns sterbe, der Gerechte für die Ungerechten. Christus hat den Platz des schuldigen Verbrechers eingenommen. Gott hat „Den, der Sünde nicht kannte, für uns zur Sünde gemacht". Welch wunderbare Liebe, welch unvergleichliche Gnade! Der heilige Sohn Gottes ist in diese Welt der Sünde gekommen und hat des Sünders Platz auf dem Kreuze eingenommen, damit uns Heil und Rettung werde! Jetzt kann Gott, auf Grund des Leidens und Sterbens Seines geliebten Sohnes, gerecht sein und den rechtfertigen, der des Glaubens an Jesum ist. (Röm. 3, 26.) Der Herr Jesus hat Sühnung getan für die Sünde, und Gott kann jetzt alle die annehmen, welche an Seinen Sohn glauben. Zum Beweise dafür hat Er Ihn von den Toten auferweckt und zu Seiner Rechten droben mit Ehre und Herrlichkeit gekrönt. Die Sünde, welche auf dem Kreuze auf Jesum gelegt wurde, ist für immer hinweggetan. Wie könnte Er sonst dort in Herrlichkeit thronen?

Glaubst du diesem Zeugnis Gottes über Seinen Sohn, mein lieber Leser? „Wer an den Sohn glaubt, hat ewiges Leben." Hast du Jesum als deinen Heiland angenommen? Wenn es so ist, dann sagt Gott selbst, daß du errettet bist. Ach, willst du Ihn nicht bei Seinem Worte nehmen? Bedenke es wohl: „Wer Gott nicht glaubt, hat Ihn zum Lügner gemacht". O, möchtest du doch nicht länger zögern, sondern von Herzen zu Dem Zuflucht nehmen, der dich Gott nahe bringen und aus Satansmacht und

Sündenketten erretten kann! Dann wird die Ewigkeit nichts Schreckliches mehr für dich haben, sondern unvermischte, ewige Freude wird dir winken in der Gegenwart Gottes und des Lammes.

Wie die kleine Emilie glücklich wurde.

In einer Stadt, weit hinten in Asien, Tausende von Kilometern von unserer Heimat entfernt, lebte und lebt heute noch ein Mann, dessen Wunsch es ist, die unausforschlichen Reichtümer Christi unter der heidnischen Bevölkerung des fremden Landes zu verkündigen. Seine Familie bestand zu der Zeit, von welcher wir erzählen wollen, aus der Großmutter, der Mutter und fünf Kindern. Die beiden ältesten Kinder kannten bereits seit einiger Zeit den Herrn Jesum als ihren Heiland und waren daran gewöhnt, Morgen für Morgen, um halb sieben Uhr, mit ihrem Vater zusammenzukommen, um sich die für jeden Tag nötige Gnade von oben zu erbitten und für die Errettung vieler kostbarer Seelen um sie her zu beten.

Der Herr hatte auch auf diese Gebete geantwortet, und mehrere eingeborene Bewohner der Stadt, unter ihnen auch Kinder, hatten die frohe Botschaft von der Liebe Gottes angenommen und waren von Herzen gläubig geworden an den Herrn Jesum. In dem Hause unserer Freunde selbst aber gab es noch ein kleines Mädchen, welches den kostbaren Frieden, der auf dem Kreuze gemacht worden ist, noch nicht kannte. Obwohl sie nie, wie die Kinder in der Nachbarschaft, dazu angehalten worden war, ihre Kniee

vor stummen Götzenbildern zu beugen, war sie bis jetzt doch unberührt geblieben von der freundlichen Stimme Dessen, der gesagt hat: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Reich Gottes“.

In allen ihren Gebeten gedachten die beiden älteren Geschwister ihrer Schwester Emilie. Sie wünschten so sehr, daß sie, gleich ihnen, Vergebung ihrer Sünden erlangen und erkennen möchte, wie kostbar es ist, den Herrn Jesum als seinen Heiland zu besitzen. Eines Tages machten die drei Kinder mit ihrem Vater einen Spaziergang auf einen Friedhof, und angesichts der Gräber erzählte der Vater seinen Kleinen die Auferstehungsgeschichte des Herrn Jesu. Seine Worte machten auf alle drei, auch auf die kleine Emilie, einen tiefen Eindruck.

Nicht lange danach kam eine trübe Zeit für die Familie. Der teure Vater mußte seiner Gesundheit wegen eine weite, weite Reise nach Amerika, seiner alten Heimat, unternehmen. Er blieb ungefähr ein halbes Jahr aus. Die Entfernung war so groß, daß ein Brief sechsundzwanzig Tage nötig hatte, um von dem einen Lande zu dem anderen zu gelangen; ihr könnt euch deshalb leicht vorstellen, mit welcher Sehnsucht der ferne Vater immer auf Nachricht von den Seinigen wartete. Jeder Brief, jedes Lebenszeichen erfreute ihn. Aber eines Tages kam ein Schreiben von seiner Frau, das ihm ganz besondere Freude machte. Er las:

„Das Postschiff ist eben angekommen, und noch vor Abend werde ich, so Gott will, einen Brief von Dir in Händen haben. Doch möchte ich Dir gleich

jetzt eine Mitteilung machen, die Dich sehr erfreuen wird. Unsere kleine Emilie hat heute Morgen ganz aus freien Stücken ein sehr liebliches und einfaches Bekenntnis ihres Glaubens an Jesum abgelegt; darauf warf sie sich in meine Arme und brach in einen Strom von Tränen aus. Als ich sie fragte, warum sie denn so weine, gab sie mir zur Antwort: „Weil ich so glücklich bin".

„Isabel*) hatte schon oft mit ihr über ihr Seelenheil gesprochen, so auch heute Morgen wieder nach dem gemeinschaftlichen Gebet. Emilie hatte erwidert: „Ich weiß, daß ich sehr böse bin, und ich möchte so gern eine wahre Christin werden". Daraufhin hatte Isabel sie auf den Herrn hingewiesen. Nicht lange danach kam Emilie die Treppe herauf und teilte mir mit, wie unglücklich sie über ihr böses Herz gewesen sei und was Isabel mit ihr gesprochen habe. „Aber jetzt bin ich eine wahre Christin, Mama", fügte sie hinzu, „und ich bin so glücklich"; dabei flossen ihr die Tränen über die Wangen. Seitdem hat sie schon mehrmals ausgerufen: „O wie glücklich bin ich!""

In einem Briefchen, welches dem Schreiben der Mutter beilag, berichtete der ältere Bruder Emiliens dasselbe und fügte noch hinzu: „Emilie freut sich so sehr auf den Sonntag, um dann noch mehr von dem Herrn Jesu hören zu können. Wir sind alle so glücklich, daß sie nun auch ein Schäflein des Herrn Jesu ist."

Das Herz des Vaters floß über vor Freude beim Lesen dieser Zeilen; doch wie viel tiefer war wohl noch die Freude des guten Hirten, als Er das

*) Die ältere Tochter.

Lämmlein an Seinen Busen barg, um es heimzutragen ins Vaterhaus!

Emiliens Bekehrungsgeschichte wurde in einer großen Versammlung in New-York vorgelesen, und der Herr benutzte das, um das Herz und Gewissen einer Frau zu erreichen; als diese nämlich das Geständnis des kleinen Mädchens, sie sei so böse gewesen, vernahm, wurde sie so völlig von ihrer eigenen Schlechtigkeit und der Notwendigkeit ihrer Errettung überzeugt, daß sie nirgendwo mehr Ruhe finden konnte. Einige Tage später lernte sie gleichfalls Emiliens Heiland kennen und ist heute auch eine glückliche Christin.

Meine lieben, jungen Leser! Meine Geschichte ist sehr einfach, nicht wahr? Aber sie zeigt euch, wie der Herr selbst die Herzen kleiner Kinder durch den Glauben an Ihn überströmend glücklich machen und ihr Zeugnis sogar dazu benutzen kann, andere, viel ältere Seelen auf den Weg des Friedens zu führen. Darum denke doch keiner von euch: Wenn ich einmal groß sein werde, dann will ich mich auch bekehren; jetzt ist es noch nicht nötig, ich bin ja noch so jung! Es steht geschrieben: „Die mich früh e suchen, werden mich finden". Vielleicht habt ihr später keine Gelegenheit mehr dazu. So kommt denn heute, folgt der Stimme des Heilandes! Und wenn ihr gekommen seid, dann schämt euch auch nicht, euren Herrn und Heiland zu bekennen; denn Er hat selbst gesagt: „Ein jeder nun, der mich vor den Menschen bekennen wird, den werde auch ich bekennen vor meinem Vater, der in den Himmeln ist". (Matth. 10, 32.)

Lydia, die Pächterstochter.

Vielleicht erinnert sich der eine oder andere Leser der „Samenkörner" noch einer Erzählung, die betitelt war: „Eine stürmische Nacht und ihre Folgen". Sie enthielt die Bekehrungsgeschichte eines Ehepaares in der französischen Schweiz. Wer sie vielleicht nochmals lesen möchte, kann sie im 165. Heft oder im 33. Bändchen der „Samenkörner" finden. Heute nun möchte ich meinen jungen Freunden von der Bekehrung der beiden jüngsten Kinder dieses Ehepaares und insbesondere der jüngsten Tochter, Namens Lydia, erzählen.

Wie wir wissen, waren Philipp und seine Frau die Kinder ungläubiger, im römischen Aberglauben aufgewachsener Eltern. Sie lebten zu einer Zeit, wo durch die Wirkung des Geistes Gottes hie und da einige vom geistlichen Schlafe aufzuwachen begannen. Lydia und ihr jüngerer Bruder Johannes hingegen hatten das Vorrecht, daß ihre Eltern gläubige, gottesfürchtige Leute waren; und die Zeit, in welche unsere Geschichte fällt, war insofern eine besonders günstige, als die kostbare Wahrheit von dem baldigen Kommen des Herrn anfing, in den Herzen der Gläubigen Wurzel zu schlagen. Die Kinder besaßen also große Vorzüge. Leider aber stand es mit ihnen, wie es heutzutage mit so vielen Kindern gläubiger Eltern steht. Wohl nahmen sie an den täglichen Familienandachten teil, besuchten auch regelmäßig mit ihren Eltern die Zusammenkünfte der Kinder Gottes, aber ihr Herz blieb unverändert.

So viel sie auch hören mochten, die Dinge dieser Welt hielten Herz und Sinn gefangen.

Wie steht es in dieser Beziehung mit euch, ihr lieben jungen Freunde? In christlichem Hause erzogen, habt ihr auch wohl täglich Gelegenheit, das Wort Gottes zu hören und daraus zu vernehmen, daß jeder, der nicht an Christum, den Gekreuzigten und Auferstandenen, glaubt, dem ewigen Verderben entgegengeht. Aber habt ihr den Bitten und Ermahnungen eurer Eltern Gehör geschenkt? Oder setzt ihr euren Weg in Gleichgültigkeit fort, bis es vielleicht plötzlich zu spät ist? O welch ein entsetzliches Ende würde dann euer warten, welch ein furchtbares Gericht! Der Grimm Gottes würde sich in seiner ganzen Glut über euch ergießen, denn ihr würdet zu jenen gehören, welche den Willen des Herrn gekannt, aber nicht danach getan haben. (Vergl. Luk. 12, 47. 48.)

1.

Über die erste Jugendzeit Lydias ist nicht viel zu berichten. Da die Eltern keineswegs wohlhabend waren, traten Lydias ältere Schwestern so bald wie möglich in einen Dienst. So wurde sie schon frühzeitig an allerlei häusliche Arbeiten gewöhnt, denn die Mutter hatte fast mehr zu tun, als ihre Kräfte erlaubten. Aber das war für Lydia keine Last; im Gegenteil, sie freute sich immer darauf, sobald die Schule aus war, der geliebten Mutter an die Hand gehen zu dürfen. Hierin bildete sie eine Ausnahme von vielen ihresgleichen.

Lydia war auch eine sehr gute Schülerin und

wurde von ihren Lehrern den anderen oft als Muster vorgestellt. Trotzdem erfreute sie sich bei ihren Mitschülerinnen allgemeiner Beliebtheit, besonders bei den ärmeren; und dies hatte seinen Grund darin, daß sie freundlich und gefällig war, und von dem Brot und Obst, das ihr die sorgsame Mutter für die Frühstückspause mitgab, gern austeilte. Auch die Nachbarn hatten sie gern und hoben oft ihre Dienstfertigkeit und Gefälligkeit rühmend hervor.

So besaß unsere junge Freundin viele gute und liebenswürdige Eigenschaften; aber die Hauptsache fehlte ihr. Sie besuchte, wie bereits gesagt, die Zusammenkünfte der Kinder Gottes, ging in die Sonntagschule, und hörte auch jeden Tag das Wort Gottes im Elternhause; aber nichts hinterließ einen bleibenden Eindruck in ihr. Heiter und lebhaft von Natur, liebte sie Spiel und Belustigung über alles; ja, diese Dinge nahmen ihre Sinne so sehr gefangen, daß sie, wenn von ernsten Dingen die Rede war, meist nur mit halber Aufmerksamkeit zuhörte. Ihre Gedanken weilten ganz anderswo. — So verging die schöne Jugendzeit.

Mittlerweile hatte sich Lydias ältester Bruder verheiratet und eine junge Frau ins Haus geführt. So konnte man Lydias Hülfe im Haushalt entbehren. Man suchte deshalb eine Stelle für sie bei einem alten Gutsbesitzer, der im Sommer seinen Wohnsitz nahe bei Lydias Elternhaus hatte, den Winter dagegen in der Stadt zubrachte.

So trat Lydia, als sie eben das 16. Lebensjahr erreicht hatte, bei diesem alten Herrn in Dienste. Die Familie bestand aus dem Herrn selber, der

blind und kränklich, aber ein lieber, gläubiger Christ war, seiner verwitweten Tochter, einer sehr vornehmen Dame, welche man auch für eine Christin hielt, und deren drei Kindern, einem Sohne und zwei Töchtern. Der Sohn war Student und deshalb die meiste Zeit des Jahres von Hause abwesend. Den Haushalt vervollständigten eine Gouvernante, ebenfalls eine Christin, und ein Kammermädchen.

Die Stelle war nicht schwer. Lydia hatte ziemlich viel freie Zeit, die sie im Verkehr mit den beiden Töchtern, mit welchen sie als Kind häufig gespielt hatte, zubringen durfte. Die Mutter der beiden Mädchen hatte den Umgang mit dem einfachen, aber liebenswürdigen und stets gefälligen Pächterskinde immer gern gesehen.

In dem ersten Jahre, welches Lydia in der neuen Stellung zubrachte, empfing sie einen ernsten und bleibenden Eindruck durch den plötzlichen Tod des Sohnes ihrer Herrin. Derselbe erkrankte ganz unerwartet und verschied bereits nach einigen Stunden. Dieser Eindruck wurde noch vertieft, als einen Monat später eine ihrer ehemaligen Mitschülerinnen ebenfalls plötzlich starb. Diese beiden Todesfälle, durch welche zwei junge Menschenkinder in der Blüte des Lebens hinweggerafft wurden, stimmten sie sehr ernst; immer wieder mußte sie sich fragen: „Wo befändest du dich jetzt, wenn die Reihe zu sterben an dich gekommen wäre?“ Ihr Gewissen wachte auf; sie erkannte, daß sie, so wie sie war, unmöglich einem heiligen und gerechten Gott begegnen konnte. Mit einem Male wurde es ihr klar, daß sie bis

jetzt, trotz der vielen Ermahnungen und Bitten ihrer Eltern, ein Leben in Gleichgültigkeit, Unglauben und Sünde geführt hatte. Sie fühlte, daß dies anders werden mußte. Dennoch kam es noch nicht so weit mit ihr, daß sie vor Gott zusammengebrochen wäre und ihre Zuflucht zu Jesu genommen hätte. Im Gegenteil, sie faßte gute Vorsätze, suchte das Böse zu meiden und dem Guten nachzujagen, las zu diesem Zweck mehr in ihrer Bibel, betete öfter als sonst u. s. w. Aber alles das verschaffte ihr nicht den ersehnten Frieden. Ihre Seelenangst nahm eher zu als ab. Anstatt nun ihren Eltern oder irgend einem anderen christlichen Freunde von ihrem Zustande Mitteilung zu machen, behielt sie ihren Kummer für sich selbst. In dieser Zeit gefiel es dem treuen Herrn, ihr noch auf eine andere Weise zu begegnen.

Ihr jüngster Bruder, Johannes, befand sich in einer größeren, etwa fünf Stunden von Lydias Wohnort entfernt liegenden Stadt bei einem Gärtner in der Lehre. Dieser Gärtner, ein früher ganz ungläubiger Mann, hatte eines Tages das Evangelium klar und eindringlich verkündigen hören und war davon so mächtig ergriffen worden, daß er fortan regelmäßig die Versammlungen, welche Sonntags und Donnerstagabends abgehalten wurden, besuchte. Nach einiger Zeit fand er Frieden durch den Glauben an das vollbrachte Werk Jesu Christi und war nun sehr glücklich. In jenen Tagen erfüllte die Wahrheit von der baldigen Ankunft des Herrn Jesu zur Aufnahme Seiner Braut die Herzen der Gläubigen jener Gegend so, daß ihre Worte und Taten sicht-

barlich davon zeugten, wie sie in der freudigen Erwartung dieses Ereignisses lebten.

Johannes fühlte sich unter diesen glücklichen Leuten ganz unglücklich und einsam. Die Frage, was aus ihm werden würde, wenn der Herr nun wirklich kommen sollte, erweckte in seinem Herzen dieselben Gefühle, wie sie bei Lydia durch die zwei plötzlichen Todesfälle wachgerufen worden waren. Zugleich erkannte er sich als einen verlorenen, verdammungswürdigen Sünder, der nichts, gar nichts zu seiner Errettung beitragen konnte.

In diesen Tagen schrieb er seiner Schwester Lydia einen Brief, in welchem er ihr alles, was sein Herz bewegte, mitteilte. In Worten, die Lydias Herz tief ergriffen, erzählte er ihr von seinem unglücklichen, trostlosen Zustande, schilderte ihr seine Seelenqual, die immer mehr zunehme und ihn schier zu überwältigen drohe, und bat sie schließlich um ihren Rat und Beistand.

Man kann sich leicht vorstellen, mit welchen Gefühlen das arme Mädchen diesen Brief las. Ein Tränenstrom stürzte über ihre Wangen. Ach, sie war ja selbst so sehr des Rates und Beistandes bedürftig; wie hätte sie ihrem Bruder helfen können! So bald sie konnte, ging sie zu ihren Eltern und las ihnen den Brief vor. Diese freuten sich herzlich darüber, daß der Geist Gottes augenscheinlich an Herz und Gewissen ihres Kindes zu wirken begonnen hatte. In Gemeinschaft mit Lydia beugten sie ihre Kniee, um Ihm dafür zu danken und zugleich Ihn zu bitten, daß Er ihren Sohn nun auch weiter führen und ihm den ersehnten Frieden schenken

wolle. Und siehe da, es dauerte nicht lange, so fand ihre Bitte Erhörung. Johannes vermochte es im Glauben zu erfassen, daß der Sohn Gottes auch seiner Übertretungen wegen dahingegeben und seiner Rechtfertigung wegen auferweckt worden sei. (Vergl. Röm. 4, 24. 25.)

Wer Johannes früher gesehen hatte, wie er, seufzend unter seiner Sündenlast, still und traurig einherging, kannte ihn jetzt kaum wieder. Er war überglücklich, sang den ganzen Tag und teilte Freunden und Bekannten freimütig mit, welch eine Veränderung mit ihm vorgegangen war. Seiner Schwester Lydia, die ihm inzwischen von ihrer Sündennot geschrieben hatte, sandte er nochmals einen langen Brief, in welchem er alle die Stellen anführte, die ihm zum Segen geworden waren. Auch erzählte er ihr von dem Glück, das jetzt sein Herz erfüllte, und forderte sie auf, doch nicht länger zu zögern, sondern zu Jesu zu eilen, Ihm ihre Sünden zu bekennen und sich ganz Seiner Gnade und Liebe anzuvertrauen.

Lydia las den Brief mehrmals durch, aber er brachte nicht die Wirkung bei ihr hervor, welche Johannes sich wohl von ihm versprochen haben mochte. Ihr Zustand blieb nach wie vor derselbe; ja, sie fühlte sich unglücklicher und elender denn je. Ganz entmutigt legte sie endlich den Brief in eine Schublade und flüsterte: „Was hilft mir alles Lesen und Grübeln? Ich kann doch keinen Frieden finden.“ Zugleich beschloß sie, sich alle ernsten Gedanken aus dem Kopfe zu schlagen und zu versuchen, sich auf dieselbe Weise wie früher zu zerstreuen.

2.

Der Sommer hatte seinen Einzug ins Land gehalten, und ein schöner Tag folgte dem anderen. Alle freien Augenblicke, die Lydia hatte, brachte sie in Gesellschaft der beiden jungen Damen zu, sei es auf dem großen Rasenplatz vor dem Hause, wo Ball- und andere Spiele ihnen zur Verfügung standen, oder in der kühlen, schattigen Veranda, oder auch im Lesezimmer, wo es schöne und interessante Lektüre in Menge gab. Äußerlich erschien Lydia stets heiter und vergnügt, aber im tiefsten Innern ihres Herzens fühlte sie eine trostlose Leere, da nagte ein unaufhörlicher Schmerz; und abends, wenn sie allein in ihrem Schlafkämmerlein war, vergoß sie oft bittere Tränen. Freilich hatte sie sich ja vorgenommen, sich keine Gedanken mehr über Tod und Ewigkeit, Himmel und Hölle zu machen; aber es war ihr unmöglich, diesem Vorsatz treu zu bleiben. Der Gott aller Gnade hatte ein Werk in ihrer Seele begonnen, und Er führte es zu Ende, trotz aller Bemühungen des Feindes, seine Beute festzuhalten.

So kam der Herbst. Auf die schönen, sonnigen Tage folgte feuchtes, ungesundes Wetter. Ansteckende Krankheiten brachen in der Gegend aus und forderten viele Opfer; besonders schlimm herrschte das Nervenfieber, und unter Kindern und jungen Leuten eine gewisse Ohrengeschwulst, die meist mit heftigen Kopfschmerzen begann und mit dem Ausbrechen von Geschwüren endigte. In schweren Fällen kam es vor, daß der Kranke für die Dauer der Krankheit fast gänzlich des Gehörs beraubt wurde. Viele Schulen mußten dieser Krankheit wegen den Unterricht aussetzen.

Eines Sonntagnachmittags waren die drei jungen Mädchen wieder wie gewöhnlich beisammen und vertrieben sich auf der hohen Altane des Hauses die Zeit mit allerlei Spielen. Man befand sich in bester Stimmung. Plötzlich wurde Lydia von einem starken Kopfweh ergriffen. Nur mit großer Mühe hielt sie sich aufrecht. Es gelang ihr noch, das Abendbrot für ihre Herrschaft fertigzustellen; aber unmittelbar nach dem Essen mußte sie sich zu Bett legen. Das Kammermädchen bereitete ihr noch eine Tasse Holundertee, und dann ließ sie sie allein.

Die Nacht verlief sehr unruhig. Lydia schlief fast gar nicht; bald schlugen ihr die Zähne zusammen vor Frost, bald meinte sie es vor Hitze nicht aushalten zu können. Die Kopfschmerzen nahmen zu, und Hals und Genick wurden steif.

Am nächsten Morgen wurde sogleich zum Arzt geschickt. Dieser erklärte, Lydia sei von der oben erwähnten Ohrenkrankheit befallen und habe so hohes Fieber, daß er Schlimmes befürchte. Auf seine Anordnung brachte man die Kranke ins Elternhaus, um ihr so die mütterliche Pflege zu verschaffen, und zugleich auch ihre Herrschaft vor der Gefahr der Ansteckung zu schützen.

Man kann sich die Bestürzung der Eltern vorstellen, als die Tochter ihnen so unerwartet schwerkrank ins Haus gebracht wurde. Der Arzt erteilte der Mutter noch verschiedene Anweisungen und entfernte sich mit dem Versprechen, am Abend wiederzukommen. Dies tat er auch. Nachdem er die Kranke noch einmal untersucht hatte, ging er mit der Mutter in die nebenan liegende Küche, schrieb

hier noch ein anderes Mittel auf und sagte schließlich mit bedenklichem Kopfschütteln: „Der Fall ist sehr ernst. Senden Sie sogleich in die Apotheke und geben Sie der Kranken stündlich einen Löffel von dieser neuen Arznei. Morgen früh spreche ich wieder vor."

Sobald der Arzt fort war, schickte die Mutter einen ihrer Söhne zur Apotheke, und in einer Stunde war die Arznei zur Stelle. Die Geschwulst hatte während des Tages bedeutend zugenommen, das Fieber desgleichen. Die Kranke war sehr aufgeregt und phantasierte viel. Es war für die Mutter eine schwere Prüfung, neben dem Bett ihres geliebten Kindes sitzen und dessen angstvollen Reden lauschen zu müssen, ohne ihm irgendwie Erleichterung verschaffen zu können.

Nachdem die Kranke einen Löffel von der neuen Medizin genommen hatte, wurde sie ruhiger. Sie erkannte ihre Eltern und sagte: „O Mutter, wäre ich nur bekehrt! Wäre ich nur errettet!"

Darauf wandte sie sich an den Vater und bat ihn, ihr das 10. Kapitel aus dem Evangelium Johannes vorzulesen. Er tat es bereitwilligst, mußte aber sehr laut lesen, weil die Kranke schon fast nichts mehr hörte; doch lauschte sie aufmerksam den kostbaren Worten. Als das Kapitel zu Ende gelesen war, schien auch die Wirkung der Arznei vorüber zu sein. Lydia begann wieder irre zu reden.

Es folgte eine höchst unruhige Nacht. Das Fieber stieg höher und höher, die Aufregung wuchs immer mehr, dazu trat eine schreckliche Atemsnot ein. Der Hals schwoll derartig an, daß die Kranke nur noch

mit der größten Anstrengung die Arznei zu schlucken vermochte. Schließlich ging auch das nicht mehr.

Der folgende Tag verlief ähnlich wie der vergangene. Gegen zwei Uhr nachmittags, als Lydia wieder etwas ruhiger geworden war, wünschte sie, daß man ihr die Briefe ihres Bruders Johannes bringe. Man kam ihrem Wunsche sofort nach und las ihr einen der Briefe vor. Indes verstand Lydia von dem Gelesenen so gut wie nichts, mit Ausnahme einer in dem Briefe angeführten Schriftstelle. Dieselbe lautete: „Er hat uns begnadigt in dem Geliebten, in welchem wir die Erlösung haben durch Sein Blut, die Vergebung der Vergehungen, nach dem Reichtum Seiner Gnade". (Eph. 1, 6. 7.) Diese Worte wiederholte die Kranke mehrere Male.

Am Abend kam der Arzt wieder. Aus seinen Mienen konnte man nur zu deutlich lesen, wie es um Lydia stand. Er traf noch einige Anordnungen für die Nacht und verließ dann das Zimmer. Die Mutter ging mit ihm. Sie wollte ihn um die Erlaubnis bitten, ein altes, ihr bekanntes Hausmittel, das sie früher bereits mehrmals mit Erfolg angewandt hatte, bei der Kranken versuchen zu dürfen.

Der Arzt antwortete: „Gute Frau! Machen Sie, was Sie wollen und für nutzbringend halten. Ich habe mein Möglichstes getan, aber ich muß sagen, daß ich die Hoffnung auf Besserung fast ganz aufgegeben habe."

Sobald der Arzt sich entfernt hatte, führte die Mutter ihr Vorhaben aus. Das Mittel war sehr einfach. Es bestand in einer Art Umschlag (ähnlich den heutigen Lehmumschlägen) um Fuß- und Hand-

gelenke; auch wurde derselbe Umschlag auf die Fußsohlen gelegt. Dies hatte offenbar eine günstige Wirkung. Die Kranke wurde ruhiger. Sie wiederholte noch mehrere Male den obenerwähnten Spruch, bis sie gegen Mitternacht in Schlaf fiel. Um vier Uhr morgens wachte sie auf und erkannte ihre Mutter, die noch an ihrem Bett saß. Deutlich, wenn auch mit leiser Stimme, sagte sie zu ihr: „Liebe Mutter, meine Kopfschmerzen sind verschwunden; und — jetzt bin ich bekehrt — ich habe Frieden mit Gott. — Denn wir sind begnadigt in dem Geliebten, — in welchem wir die Erlösung haben — durch Sein Blut, die Vergebung der Vergehungen, — nach dem Reichtum Seiner Gnade."

Welche Gefühle diese wenigen Worte in den Herzen der Eltern — der Vater war auch im Zimmer anwesend — hervorriefen, läßt sich eher fühlen als beschreiben. So hatten endlich ihre Gebete Erhörung gefunden! Denn das war augenscheinlich, die Worte waren nicht in der Fieberhitze, sondern bei klarem Bewußtsein gesprochen worden. Tiefbewegt nahm Philipp, der Vater, die Mutter bei der Hand, und beide knieten vor dem Lager ihres Kindes nieder, um gemeinschaftlich dem Gott aller Gnade Lob und Dank darzubringen. Aber die Bewegung war zu mächtig. Dem Vater versagte die Stimme. Doch Gott sah die Tränen, welche über die Wangen der Knieenden flossen, und diese redeten eine deutlichere und lautere Sprache, als die schönsten Worte es vermocht hätten.

Früh am nächsten Morgen, es hatte eben sechs Uhr geschlagen, erschien der Arzt wieder. Die Mutter

hatte ihn bereits von der günstigen Wendung in dem Zustande ihrer Tochter in Kenntnis gesetzt. Lydia erwachte gerade aus einem kurzen, wohltuenden Schlummer, als er an ihr Bett trat.

„Nun, Fräulein Lydia, geht es besser?" fragte er laut.

„Ja, Herr Doktor", war die Antwort; „ich bin zwar noch ganz steif und höre fast nichts, aber ich habe gar keine Kopfschmerzen mehr und habe gut geschlafen. Doch ich bin über und über in Schweiß gebadet."

„Das ist gut. Der Schweiß hat Wunder gewirkt", entgegnete der Arzt. Dann fühlte er den Puls und fuhr in befriedigtem Tone fort: „Das Fieber ist gewichen. Wenn nichts Neues hinzutritt, sind Sie der Gefahr entronnen."

„Ja, Herr Doktor", sagte Lydia mit großer Anstrengung; „Gott sei gepriesen! Ich bin nicht nur der zeitlichen, sondern auch der ewigen Gefahr entronnen. Ich habe Frieden mit Gott durch unseren Herrn Jesum Christum, „in welchem wir die Erlösung haben durch Sein Blut, die Vergebung der Vergehungen, nach dem Reichtum Seiner Gnade"."

Der Doktor, selbst ein entschieden gläubiger Mann, war tief ergriffen von diesem einfachen und schönen Bekenntnis.

„Dann, Fräulein Lydia", sagte er, während eine Träne in seinen Augen perlte, „hat ja eine doppelte Wendung zum Guten bei Ihnen stattgefunden. Beide kommen von oben, vom Herrn. Ihm sei Lob und Dank dafür!"

3.

Obgleich es noch früh am Morgen war, begab sich der Arzt von der Pächterswohnung zu dem Hause des Herrn von P., des Gutsbesitzers, bei welchem unsere Lydia in Dienst gestanden hatte. Er war im Hause gut bekannt, und so schritt er, ohne sich vorher anmelden zu lassen, dem Wohnzimmer des Hausherrn zu. Er fand ihn mit seiner Tochter am Tische sitzen. Vor Frau von N. lag eine aufgeschlagene Bibel, aus welcher sie gerade ihrem blinden Vater einen Abschnitt vorgelesen hatte.

„Ich bitte um Entschuldigung", begann der Doktor nach der üblichen Begrüßung, „daß ich es wage, zu so früher Stunde hier einzudringen. Aber ich dachte, meine Mitteilung würde Sie interessieren. Bei Lydia ist nämlich eine entschiedene Wendung zum Besseren eingetreten, und zwar in zwiefacher Hinsicht. Nicht nur ist, so weit ich ihren Zustand beurteilen kann, jede Gefahr für ihr Leben gewichen, sondern sie hat auch soeben ihren Eltern und mir gegenüber ein sehr schönes und klares Bekenntnis bezüglich ihrer Stellung zu Gott abgelegt. Sie weiß jetzt, daß alle ihre Sünden vergeben sind; sie hat Frieden mit Gott gefunden."

„Aber", fiel hier Frau von N. ein, „muß man nicht vielleicht befürchten, daß die Kranke unbewußt im Fieber geredet hat?"

„Verzeihen Sie, gnädige Frau", entgegnete der Doktor höflich, aber entschieden, „das ist nicht der Fall. Lydia sprach nicht im Fieber, sondern bei vollem Bewußtsein und aus tiefster Glaubensüberzeugung."

„Das ist auch meine Meinung", stimmte der alte Herr dem Arzte bei. „Schon seit längerer Zeit habe ich für unsere liebe, treue Lydia gebetet, und ihre Eltern und Geschwister haben es gewiß auch getan. Gott hat unsere Gebete erhört und dem Mädchen Seine Liebe und Gnade geoffenbart. Laßt uns Ihm dafür danken!"

Damit ergriff der Greis einen vor ihm stehenden Stuhl und sank auf Seine Kniee. Der Arzt folgte seinem Beispiel, und in wenigen, aber von Herzen kommenden Worten dankte Herr von P. seinem Gott und Vater für diesen neuen Beweis Seiner Gnade und Barmherzigkeit.

Die Worte des Arztes erfüllten sich. Lydia war und blieb bei der Besserung. Acht Tage nach dem Wendepunkt in ihrer Krankheit konnte sie zum ersten Male das Bett wieder verlassen. An diesem Tage empfing sie auch den ersten Besuch ihrer früheren Herrin. Die Dame war freundlich, hielt sich jedoch, aus Furcht vor Ansteckung, vorsichtig in einiger Entfernung. Auf die Frage nach ihrem Befinden antwortete die Kranke, es gehe ihr viel besser, die Geschwulst sei beinahe geschwunden, und die Schmerzen seien unbedeutend, nur fühle sie sich noch sehr schwach und müsse sich schonen.

„Es freut mich sehr, solch gute Nachrichten zu hören", entgegnete die Dame. „Wir waren alle sehr um dich besorgt. Gott sei Dank, daß die Sache einen so guten Verlauf genommen hat!"

„Ja", entgegnete Lydia, „und noch für ein anderes Geschenk als das der wiedererlangten Gesundheit darf ich Gott danken. Durch Seine Gnade kann

ich jetzt sagen, daß ich Frieden mit Gott habe und Seinen Sohn, meinen teuren Herrn und Heiland, aus den Himmeln erwarte."

„Mein liebes Kind", entgegnete Frau von N. zögernd, „in diesem Punkte solltest du doch etwas vorsichtig sein. Wenn man noch so jung ist wie du, macht man sich leicht falsche Vorstellungen. Man glaubt etwas verstanden zu haben, und nachher muß man einsehen, daß doch manches anders ist, als man gedacht hat."

Lydia sah die Sprecherin ganz bestürzt an.

„Aber, gnädige Frau", sagte sie, „Ihre Worte erschrecken mich und machen mich ganz traurig. Ich glaubte, und man hat es mir immer gesagt, daß Sie auch schon lange bekehrt und Ihrer Errettung gewiß seien. Woher kommen denn Ihre Bedenken und Befürchtungen? Gott sagt uns doch in Seinem Worte, daß Er uns, die Seinigen, „begnadigt habe in dem Geliebten, in welchem wir die Erlösung haben durch Sein Blut, die Vergebung der Vergehungen, nach dem Reichtum Seiner Gnade". Und viele Stellen im Worte Gottes gibt es, in denen es klar und deutlich ausgesprochen ist, daß jeder, der an den Sohn Gottes glaubt, errettet ist für Zeit und Ewigkeit. Alle diese Stellen sind doch göttlich wahr und nicht etwa Ausflüsse menschlicher Einbildung."

„Schon gut, Lydia", fiel die Dame begütigend ein, „ereifere dich nur nicht; es könnte dir schaden. Zudem ist es Zeit für mich, aufzubrechen. Ein anderes Mal mehr davon. Für heute lebe wohl!"

Damit verließ sie eilends das Krankenzimmer;

aber im Innern war sie tief getroffen von der Wahrheit der soeben gehörten Worte.

Lydia bereute es jetzt sehr, ihrer Herrin, die doch viel älter war als sie, so ernst entgegengetreten zu sein, aber die Bemerkung derselben hatte sie so schmerzlich berührt, daß es ihr bei ihrem geschwächten Körperzustande nicht möglich gewesen war, ihre Gefühle zu beherrschen.

Aber es war gut so. Auch dies kam von oben. Sicherlich hatte der Feind beabsichtigt, Lydias Glauben durch das, was sie hörte, zu erschüttern; aber Gott wendete es so, daß sie, durch Seinen Geist geleitet, eine Antwort geben mußte, die einen tiefen Eindruck auf das Herz der Frau von N. machte.

In tiefe Gedanken versunken, schritt diese dem Herrenhause zu. Vor der Haustüre bemerkte sie ihren blinden Vater, der sie augenscheinlich dort erwartet hatte. Gern wäre sie in diesem Augenblick der Begegnung mit ihm ausgewichen, aber schon hatte der Greis das Geräusch ihrer Tritte vernommen und rief: „Bist du es, meine Tochter?"

„Ja, Vater."

„Nun, wie geht es unserer Lydia?"

„Wirklich besser. Sie ist ja noch sehr schwach und außerordentlich abgemagert, aber sie hat keine Schmerzen mehr, und die Eßlust stellt sich allmählich wieder ein."

„Wie steht es denn sonst mit ihr? Ist sie glücklich im Herrn? — Genießt sie noch Seinen Frieden?" forschte der Alte weiter.

„Ja, Vater, wenigstens sagt sie es. Aber auf diesem Gebiet wird ja, wie du weißt, von jungen

Leuten häufig allerlei Einbildungen und Täuschungen Raum gegeben."

„Und von älteren Leuten dem Unglauben", vervollständigte der alte Herr in ernstem Tone. „Deine Worte, meine Tochter, betrüben mich sehr; denn sie liefern mir den Beweis, daß du selbst noch nicht mit Gott versöhnt bist. Du hast dir die gesegneten Folgen des Todes und der Auferstehung Jesu Christi noch nicht im Glauben zu eigen gemacht, und siehst du Andere es tun, wie jetzt unsere Lydia, so ärgerst du dich. Du handelst gerade so, wie seiner Zeit die Hohenpriester und Ältesten in Matth. 21, 28—32. Lies den betreffenden Abschnitt einmal aufmerksam nach."

Damit wandte Herr von P. sich um und schritt in sein Zimmer. Hier warf sich der blinde Mann auf seine Kniee und flehte inbrünstig zum Herrn, daß Er sich doch über seine Tochter erbarmen möge. Frau von N. zog sich ebenfalls in ihr Zimmer zurück und brach in ein krampfhaftes Weinen aus. Nie zuvor hatte ihr Vater so ernst und entschieden mit ihr geredet, und seine Worte waren wie feurige Pfeile in ihr Inneres gedrungen. War sie schon vorher durch Lydias Zeugnis eigentümlich berührt worden, so stieg ihre Unruhe jetzt auf den Gipfelpunkt. Sie fühlte, ihr Vater hatte recht, und Lydia hatte auch recht. Aber wie stand es dann mit ihr?

In dieser Gemütsstimmung nahm sie ihre Bibel zur Hand und begann das Kapitel zu lesen, welches Herr von P. bezeichnet hatte. Sie las es von Anfang bis zu Ende. Ach! alles, was sie las, sprach gegen sie. Ja, sie glich wirklich jenen Hohen-

priestern und Ältesten, die, stolz auf ihre vermeintlich guten Werke und auf ihr äußerlich religiöses Leben, nicht Buße tun wollten und sich erhoben über die Zöllner und Sünder, welche zu Jesu kamen. Mit einem Male wurde es ihr klar, daß ihr Leben, wenn auch ehrbar und wohlanständig vor den Menschen, vor Gott ein verlorenes Leben gewesen war, daß sie nicht Gott, sondern sich selbst gelebt hatte. Diese Erkenntnis brach ihr stolzes Herz; sie beugte sich vor der ernsten Majestät des Wortes, und am folgenden Tage legte sie ein offenes Bekenntnis vor ihrem Vater ab. Dieser wies sie auf Jesum hin, als den Einzigen, der ihr zu helfen vermöge. Aber noch konnte Frau von N. die wunderbare Tatsache nicht fassen, daß ein Sünder ganz aus Gnaden errettet wird, ohne jedes eigene Mitwirken. Mehrere Wochen voll innerer Kämpfe und bitterer Seelenqual folgten, bis endlich auch für sie die Stunde schlug, wo sie sich von allem eigenen Tun loszumachen vermochte und die kostbare Gabe des ewigen Lebens ganz umsonst, nur aus Glauben, aus den Händen Jesu Christi entgegennahm. Wie mit einem Zauberschlage waren jetzt Angst und Zweifel verschwunden, und seliger Friede füllte ihr Herz.

Lydia, deren Kräfte allmählich wiederkehrten, war ihrer Herrin in dieser Zeit und auch späterhin von großem Segen. Das junge Mädchen erstarkte mehr und mehr im Glauben. Das Lesen des Wortes Gottes, woran sie eine stets wachsende Freude fand, diente ihr besonders zur Förderung. Während ihre Herrin nicht sehr lange danach im Frieden heimging,

lebte sie noch mehr als vierzig Jahre, und ihr ganzes ferneres Leben bewies, daß sie sich, wie einst die Thessalonicher, zu Gott bekehrt hatte, um „dem lebendigen und wahren Gott zu dienen und Seinen Sohn aus den Himmeln zu erwarten, den Er aus den Toten auferweckt hat, — Jesum, der uns errettet von dem kommenden Zorn". (1. Thess. 1, 9. 10.)

Ihr lieben, jungen Leser! Meine Geschichte ist zu Ende. Vielleicht saget ihr: „Wir hatten mehr erwartet". Es ist möglich; aber so einfach und schmucklos meine Erzählung sein mag, jedenfalls hat sie den Vorzug voller Wahrhaftigkeit. Aber dann stellt sie euch auch zwei wichtige Dinge vor Augen: auf der einen Seite die Macht und List Satans, auf der anderen die noch größere Macht und die alles übersteigende Barmherzigkeit Gottes. Ihr habt gesehen, wie der Feind bemüht ist, Seelen zu umgarnen und von Gott fern zu halten, sei es durch an und für sich unschuldige Dinge, wie Spiele, Musik, anziehende Lektüre und dergl., sei es durch die Vorspiegelung, ein achtbares religiöses Leben gebe ein Anrecht auf den Himmel, sei es endlich durch allerlei listige Einflüsterungen, als dürfe man der Liebe Gottes und dem Werke Christi nicht völlig vertrauen, es sei Täuschung und Einbildung, wenn jemand meine, er habe Vergebung seiner Sünden u. s. w. Andererseits habt ihr gesehen, wie Gott in Liebe und Güte dem Verlorenen nachgeht und nicht ruht, bis Er es gefunden hat.

Und nun ist meine Bitte zu Gott, daß Er die schlichte Erzählung an euer aller Herzen segnen möge. Ich weiß, daß ihr noch nicht alle Schäflein

Christi geworden seid: darum erkennet die Gefahr, in welcher ihr schwebt, und ergreifet die dargebotene Gnadenhand! Gott ist immer bereit, Sünder anzunehmen und ihnen ewige Errettung, ewiges Leben zu schenken. Sagt Er nicht in Seinem Worte: „Zur angenehmen Zeit habe ich dich erhört, und am Tage des Heils habe ich dir geholfen. Siehe, jetzt ist die wohlangenehme Zeit; siehe, jetzt ist der Tag des Heils"? (2. Kor. 6, 2.) Ja, ihr jungen Freunde, heute ist der Tag des Heils. Aber auf diese eilende Gnadenzeit folgt eine Zeit des Schreckens, der Tag des Gerichts. Dann wird von Gnade keine Rede mehr sein. Die Menschen werden gerichtet werden nach ihren Werken, und das furchtbare Ergebnis wird sein: Tod und ewiges Verderben. „Deshalb, wie der Heilige Geist spricht: „Heute, wenn ihr seine Stimme höret, verhärtet eure Herzen nicht!""

„Rufe mich an am Tage der Bedrängnis."

Im Januar des Jahres 1841 herrschte grimmige Kälte. Der Schnee auf den Straßen knirschte unter den Füßen der eiligen Wanderer und klirrte fast wie zerbrechendes Glas. Bei den Armen, die nicht imstande waren, ihre Stuben genügend zu heizen, tauten die Fensterscheiben den ganzen Tag nicht auf. Es war eine schwere Zeit.

Ich möchte den Leser bitten, mir im Geiste in die Stadt Antwerpen zu folgen. Dort wohnte zu

der Zeit, in welche unsere Geschichte fällt, in einer der engsten und schmutzigsten Gassen eine arme Familie. Ihre Wohnung bestand aus einem einzigen Zimmer, in welchem es aber fast so kalt war wie draußen auf der offenen Straße. In einem eisernen Bett, dem einzigen Stück Möbel, außer einem Spiegel und Tisch, lag ein krankes Kind. Man konnte ihm auf den ersten Blick ansehen, daß es bald in ein Bett gelegt werden würde, in welchem man keinen Hunger mehr hat und nicht mehr friert.

Zur Seite kniete mit gefalteten Händen eine junge Frau.

Ach, sie hatte bereits so viele Gebete zu Gott emporgesandt; fast schien es, als ob ihr keine Antwort zuteil werden sollte. Hätte sie nur stärkende Nahrung für ihren Liebling gehabt! Aber sie hatte ja selbst nichts zu essen. Seit langer Zeit war ihr Mann ohne Beschäftigung, und wenn nicht bald Hülfe kam, mußten sie alle Hungers sterben.

Man kann sich leicht vorstellen, in welch einem Zustande sich die arme Frau befand. Ihre Bitten blieben anscheinend unbeantwortet; ihr Gatte, ein guter, fleißiger Mann, aber leider noch unbekehrt, bekam keine Arbeit und machte ihr noch obendrein Vorwürfe, wenn sie ihn auf Gott hinwies. Und die Kinder . . . .?

„Mutter, liebe Mutter!“ rief plötzlich in kläglichem Tone eine Stimme aus einer Ecke des Zimmers. „Mutter, ich habe solchen Hunger!“

Es war ein Knabe von fünf oder sechs Jahren, der also rief.

Was sollte die arme Mutter antworten? Sie

rang die Hände und richtete aufs neue ihre flehenden Blicke nach oben.

Wieder begann das Kind zu rufen: „O Mutter, gib mir doch nur ein kleines Stückchen Brot; ich kann es nicht länger aushalten".

Die Mutter sah auf mit einem Blick, wie man ihn vielleicht bei jemandem wahrnimmt, dem sein Todesurteil vorgelesen wird, und sagte: „O Hans, sei doch still! Ich sterbe ja selbst beinahe vor Hunger."

Aber der arme, ausgehungerte Kleine war nicht zum Schweigen zu bringen. Wieder begann er: „Gib mir doch nur ein kleines Stückchen!"

Diesen Klagelauten vermochte die unglückliche Mutter nicht mehr zu widerstehen. Sie brachte ein kleines Brötchen zum Vorschein und gab es dem Jungen mit den Worten: „Hier hast du es! Ich wollte es aufbewahren, um Suppe für dein Schwesterchen davon zu kochen; aber das arme Kind wird es wohl nicht mehr nötig haben."

Hans hatte im Nu das Brötchen ergriffen und hineingebissen. Aber als er die eine Hälfte aufgegessen hatte, gab er die andere der Mutter zurück; dabei flüsterte er leise: „Fürs Schwesterchen".

Eine halbe Stunde später trat der Vater ins Zimmer, warf seiner Frau einen traurigen Blick zu und sagte in hoffnungslosem Tone: „Ach, was für unglückliche Menschen sind wir! Den ganzen Morgen habe ich mit meinem Schubkarren am Bahnhof gestanden und keinen Pfennig verdient. Ich wollte, ich wäre tot!"

„Vater", ließ sich Hans in diesem Augenblick

vernehmen, „ich habe solchen Hunger. Hast du kein Brot mitgebracht?“

Aber der Vater sah ihn mit einem solch starren Blick an, daß das Kind erschrocken fortfuhr:

„O sei nicht böse, lieber Vater; ich will es nicht wieder tun“.

Die Blicke des Vaters wanderten jetzt von dem Knaben zu dem kleinen, sterbenden Mädchen. Der Schmerz überwältigte ihn fast bei diesem Anblick. Aufs neue zermarterte er sein Hirn, um ein Mittel ausfindig zu machen, wie er stärkende Nahrung und womöglich einen Arzt herbeischaffen könne. Endlich sagte er: „Ich weiß keinen anderen Rat, als daß ich meinen Schubkarren verkaufe“.

Jeden Freitag fand auf dem Markte in Antwerpen ein öffentlicher Verkauf statt, zu dem man bringen konnte, was man wollte.

Dahin lenkte der Mann seine Schritte. Er übergab dem Ausrufer seinen Karren und wartete, bis er zur Versteigerung gelangen würde. Gerade jetzt schritten zwei Damen über den Marktplatz. Die eine sagte zu der anderen in teilnehmendem Tone: „Sieh doch, wie der Mann da so traurig aussieht!“

Sie blieben stehen und hörten, wie er einem Freunde seine verzweifelte Lage mitteilte. So wurden sie ungesucht mit seinen Umständen bekannt. Ihr Entschluß war bald gefaßt.

Sie machten, sobald der Karren zur Versteigerung gelangte, ein Angebot darauf und erstanden ihn für 27 Franken. Jedermann lachte darüber, daß solch feine Damen einen Schubkarren kauften. Das focht dieselben jedoch wenig an; sie bezahlten

den Preis und ersuchten dann den bisherigen Besitzer, ihnen ihr Eigentum nach Hause zu bringen. Zuerst weigerte sich dieser, da er unbedingt gleich Nahrungsmittel für seine hungernden Angehörigen kaufen müsse, und erst auf die Versicherung der beiden Damen, sie könnten an seiner Wohnung vorbeigehen, da sie auch in der Gegend wohnten, erklärte er sich bereit, ihrem Wunsche nachzukommen.

Die Damen setzten jedoch seine Geduld auf eine harte Probe, denn mehrmals machten sie unterwegs Halt, um Brot, Fleisch und Holz zu kaufen. Alles wurde auf den Schubkarren geladen.

Bei seiner Wohnung angekommen, stellte er den Karren nieder, schritt auf die Tür seines Hauses zu und sagte: „Erlauben Sie, daß ich hier einen Augenblick eintrete; ich muß nach meiner Familie sehen".

Die Damen folgten ihm und schauten mit Schrecken und tiefem Mitleid das Bild des Elends, das sich ihren Blicken darbot. Die Frau lag wie tot am Boden, in einer Ecke kauerte Hans und rief mit kläglicher Stimme nach Brot, und der arme Mann stand völlig kopflos daneben und weinte bitterlich, in der Meinung, seine Frau sei gestorben.

Eine der Damen gab ihm Geld, um schnell Wein zu holen, und nach einigen Bemühungen gelang es ihnen, die bewußtlose Mutter wieder ins Leben zurückzurufen. Eiligst wurde jetzt Feuer angezündet und der mitgebrachte Speisevorrat verteilt. Dann eröffneten die Damen dem erstaunten Manne, daß er seinen Schubkarren behalten könne, und wenn er kein Geld mehr habe, möge er nur zu ihnen kommen. War es ein Wunder, daß er vor Rührung kein

Wort des Dankes hervorzubringen vermochte? Es war ihm, als träume er einen schönen Traum.

So hatte also doch seine Frau recht gehabt. Ihr Gottvertrauen war nicht beschämt worden. Ja, „rufe mich an am Tage der Bedrängnis; ich will dich erretten". Der Spruch ist und bleibt wahr, wie so viele andere kostbare Sprüche des Wortes Gottes. Möchten die Menschen nur das „Preisen" nicht vergessen!

Ob die Begebenheit dem Haupte der armen Familie zum bleibenden Segen gedient hat, vermag ich leider nicht zu sagen. Der Glaube der Frau aber war dadurch zu heller Flamme angefacht worden, und dankerfüllten Herzens mußte sie wieder und wieder den Herrn preisen, der so wunderbar geholfen hatte.

Nicht gerichtet — schon gerichtet.

(Lies Joh. 3.)

Es sind zwei große Klassen, in welche Gott das Menschengeschlecht einteilt. Die eine besteht aus denen, die nicht ins Gericht kommen, die andere aus solchen, die unter Gericht sind. Eine dritte Klasse gibt es nicht. „Nicht gerichtet" und „Schon gerichtet", das steht über den beiden Klassen geschrieben. Einer von diesen Klassen gehörst auch du an, mein lieber Leser. — Welcher?

„Nicht gerichtet", was will das sagen? Vieles und Wichtiges. Es bedeutet: Nicht ins Gericht kommen, von der Spreu getrennt und für die himmlische Kornkammer bestimmt sein, aus der gerichteten

Schar dieser Welt herausgenommen und ewiger Segnung sicher zu sein. In Römer 8, 1 lesen wir: „Also ist jetzt keine Verdammnis für die, welche in Christo Jesu sind". Doch warum ist das der Fall? Sind sie etwa besser als andere Menschen?

Mißt die Gerechtigkeit ihnen eine ewige Sicherheit zu für das, was sie getan haben? Keineswegs. Sie sind frei, aber ihre Freiheit wurde ihnen durch das Werk eines Anderen, durch Sein Blut und Seinen Tod, erworben. Er hat die ganze Schuld für sie bezahlt.

Sieh dir jenen Gefangenen in enger Zelle an. Das Gesetz hat das Todesurteil über ihn gefällt. Er erwartet sein unabwendbares Schicksal. Hoffnung gibt es nicht mehr für ihn. Die Gefängnismauern sind dick, undurchdringlich. Durch das mit starkem, eisernem Gitter versehene Fensterlein ist ebenfalls kein Entrinnen möglich. Noch wenige Stunden, und die Uhr wird zum letzten Male für ihn geschlagen haben. Kalter Schweiß, durch die Furcht vor dem nahen Tode ausgepreßt, perlt bereits über seine bleiche Stirn.

Und nun bedenke es, teurer unbekehrter Leser, dieser Gefangene bist du! Mit Schuld und Sünde beladen, bist du verurteilt zu sterben. Die Zeit führt dich eilenden Schrittes dem Tode entgegen, und nach dem Tode kommt das Gericht, und dann der zweite Tod, der Feuersee. Entsetzliches Schicksal!

Aber ist denn kein Entrinnen möglich? Höre, was eine Stimme, die Stimme der Liebe, spricht: „Erlöse ihn, daß er nicht in die Grube hinabfahre; ich habe eine Sühnung gefunden". (Hiob

33, 24.) Die Gerechtigkeit fordert dein Leben. Nichts Geringeres kann ihre Ansprüche befriedigen. Doch Gott fand eine Sühnung: Seinen eigenen Sohn. Er sandte Ihn in diese Welt „für die Sünde". Der Sohn Gottes nahm unsere Stelle ein, und als Er nun auf dem schrecklichen Kreuze für den Sünder in den Riß trat, da verließ Gott Ihn, unseren Stellvertreter, und ließ Seinen ganzen gerechten Zorn wider die Sünde über Sein unschuldiges Haupt ergehen; wie wir lesen: „Gott, Seinen eigenen Sohn für die Sünde sendend, verurteilte die Sünde im Fleische". Das Leben des Heiligen und Gerechten ist dahingegeben, die Forderungen der Gerechtigkeit sind befriedigt worden, und der Gläubige ist jetzt gerichtet in der Person des Sohnes Gottes. Durch das Kreuz Christi ist die Sünde im Fleische auf ewig gerichtet worden. Mithin sind auch die gerichtet, welche mit Christo gestorben sind; sie sind mit Ihm gekreuzigt und mit Ihm lebendig gemacht worden, für sie gibt es keine Verdammnis mehr.

„Wer an Ihn glaubt, wird nicht gerichtet." Er ist vom Tode zum Leben hinübergegangen und wird nicht ins Gericht kommen; er ist so sichergestellt, wie die Auferstehung Christi ihn sicherstellen konnte. Ehe der Platz der Sicherheit, den der Gläubige jetzt einnimmt, erschüttert werden könnte, müßte der Thron, auf dem Christus sitzt, wanken. Der Gläubige darf mit glücklichem Herzen singen:

Ich werde nie versinken,
Eh' sänkst du selber mit.

Das ist herrlich, nicht wahr, mein lieber Leser? Aber beachte auch die andere Seite, die furchtbaren

Worte: „Schon gerichtet!“ Bereits unter Gericht, dem Urteil verfallen. Da ist nicht mehr die Rede von einer Zeit der Prüfung, von einer Gelegenheit, die dem Sünder geboten würde, sich zu bessern und so vielleicht die unbeugsame Gerechtigkeit ein wenig milder zu stimmen. Nein, die Sache ist erledigt.

Und warum wird das niederschmetternde „Schon gerichtet“ ausgesprochen? Sind diese Gerichteten von Natur schlechter als die, welche sich in Sicherheit befinden? Kann überhaupt jemand schlechter sein als solche, um deren Errettung willen der Sohn Gottes bluten mußte, für die Er gekreuzigt werden und den Zorn Gottes ertragen mußte? Einen elenderen und schlimmeren Zustand kann man sich nicht denken. Kein Geringerer als der Sohn Gottes mußte gekreuzigt und zur Sünde gemacht werden, um den Sünder aus diesem Zustande zu befreien. Es kann also gar keine Rede davon sein, daß der Gläubige von Natur besser wäre als der Nichtgläubige. Nein, mein lieber unbekehrter Leser, der Grund, weshalb du schon gerichtet bist, ist vielmehr der, daß du nicht an den Namen des eingeborenen Sohnes Gottes geglaubt hast. Du hast bis jetzt dahingelebt als ein gleichgültiger Hörer des Wortes, unberührt durch die Liebe Gottes. Ein Sünder, dessen Ende nur der Feuersee sein kann, hast du nicht nach dem Blute gefragt, das allein von aller Sünde reinigt. Vielleicht hat dir Gott schon jahrelang das Werk und die Person Seines Sohnes vor Augen gestellt. Wieder und wieder hat Er dich eingeladen, doch zu Jesu zu kommen und im Bewußtsein deiner großen Schuld und deiner völligen Ohnmacht Sein voll-

brachtes Werk im Glauben anzunehmen. Doch du bist gleichgültig geblieben. Das ist es, mein Freund, was dein Gericht besiegelt: dein Unglaube! Weil dein Herz noch nie Jesum, das Leben, im Glauben umfaßt, und dein Gewissen noch nie zu Seinem Blute Zuflucht genommen hat, bleibt der Zorn Gottes auf dir. Auf deiner Stirn stehen gleichsam die schrecklichen Worte geschrieben: „Schon gerichtet".

Die Zeit eilt in raschem Fluge dahin. Jeder Tag bringt uns dem Ende näher. Wie viele von den Lesern dieser Zeilen werden den Schluß des Jahres 1904 erreichen? Wenn der Herr noch ein wenig verzieht, werden manche sterben, ehe die erste Stunde des neuen Jahres schlägt. Aber wie werden sie sterben?

Es kommt darauf an, zu welcher Klasse sie gehören, ob zu den Glücklichen, auf immerdar Erlösten, die „nicht gerichtet" werden, oder zu jener anderen Klasse, die mit dem schrecklichen Worte „schon gerichtet" bezeichnet wird. Wehe ihnen, wenn das letztere der Fall sein sollte! Wie schrecklich würden ihre Gewissensbisse, ihre Selbstanklagen an jenem Orte sein, wo der nie sterbende Wurm der Erinnerung unaufhörlich an dem Herzen nagt: „Verdammt, weil wir nicht glauben wollten; verflucht, weil wir den Sohn Gottes verworfen und eine so große Errettung vernachlässigt haben!"

Teurer Leser! laß mich dich noch einmal fragen: Ist nicht deine Leibeshütte schon mehr als einmal erschüttert worden durch Leiden, Krankheiten und dergleichen? Findest du nicht in deiner Umgebung, im

Kreise deiner Familie, ja, an dir selbst manches, was dich an den Tod erinnert? O er kann so schnell, so unheimlich schnell da sein! Dürftest du sterben, wie du bist? Würde es nicht in alle Ewigkeit für dich heißen: „Schon gerichtet"? Ach, warum willst du dem ewigen Verderben anheimfallen? Du kannst errettet werden, heute noch, in diesem Augenblick! Der Sohn Gottes starb, auf daß du leben möchtest. Er wurde gerichtet, damit du errettet, von aller Schuld befreit werden könntest. Darum laß dich warnen, gehe nicht auf dem Pfade der Sünde und Gleichgültigkeit voran; wende dich zu Jesu und bekenne Ihm deine Schuld. Er weist niemanden ab, der in Aufrichtigkeit zu Ihm kommt.

„Nun, Herr, entlässest du deinen Knecht in Frieden."

(Lies Luk. 2, 25—35.)

Nun lässest du in Frieden,
Herr, deinen Diener ziehn,
Läßt nun den Greisen, Müden
Der Erde Leid entfliehn.

Mein Leben war ein Sehnen,
Ein einz'ger Hoffnungsschrei;
In langsam trägem Dehnen
Zog Tag um Tag vorbei.

Doch nichts hat je zertrümmert
Mir der Verheißung Haus,
Ich schaute unbekümmert
Nach dem Messias aus.

Mocht' auch der Leib veralten,
Ward auch die Muskel schwach, —
Mit stählenden Gewalten
Hielt mich die Sehnsucht wach.

In Sack nicht und in Aschen
Wird Menschenschuld gebüßt;
Der Sünde Mal zu waschen,
Kein irdisch Bächlein fließt.

Nicht Blut von Stier und Farren
Hat je mit dir versöhnt —
Mein Leben war ein Harren,
Das herrlich jetzt gekrönt!

Sie kommt, die segensvolle,
Der Gnade goldne Zeit,
Die in des Buches Rolle
Von alters prophezeit!

Mit meinen beiden Augen
Hab' ich dein Heil gesehn;
Was soll mir ferner taugen
Der Erde Lustgetön?

O göttliches Erbarmen,
O Gnade wunderbar!
Ich hielt es in den Armen,
Des Herzens Traum ward wahr.

Nicht locken mehr hienieden
Die schönsten Melodien,
Nun lässest du in Frieden,
Herr, deinen Diener ziehn.

K. B.

Der Priester und der Schenkwirt,

oder:

„Nur ein Mittler".

Ich bitte den Leser, im Geiste mit mir in ein niedriges Bierlokal zu treten, das in einem der schlechtesten Viertel der Reichshauptstadt liegt. Wir halten uns jedoch nicht auf in der dumpfigen, tabakgeschwärzten Schenkstube mit ihren widerlichen Scenen, sondern steigen die knarrende Holztreppe empor, um dem oben krank darniederliegenden Besitzer des Hauses einen Besuch zu machen. Wir finden in ihm ein Opfer des Lasters und der Ausschweifung. Er hat sein Leben in Gottlosigkeit und Schlechtigkeit verbracht und in weitgehendem Maße gegen Gott gesündigt. Die Hälfte seiner Jahre hat er in Dingen gelebt, die man sich schämt nur anzudeuten, und nun liegt er da, dem Tode nahe, verhältnismäßig noch jung an Jahren, aber alt in der Sünde, gebrochen in der Blüte des Lebens. Die Worte des Apostels: „Von etlichen Menschen sind die Sünden vorher offenbar und gehen voraus zum Gericht", bewähren sich an ihm in schrecklicher Weise. Es steht ihm auf dem Gesicht geschrieben, daß er gesündigt, schwer und viel gesündigt hat; er hat seinem Herrn treu gedient, und der Lohn seiner Sünde und Torheit liegt nun vor ihm in seiner ganzen nackten Wirklichkeit: **Der Tod**, und nach dem Tode **das Gericht**.

Der Doktor hat gerade den Kranken untersucht und bedenklich den Kopf geschüttelt. Einige Freunde, die um das Bett herstehen, fragen ängstlich: „Ist keine Hoffnung mehr auf Besserung?"

„Wenn er in diesem Hause bleibt, in dieser verpesteten Luft und in all dem Lärm und Getöse, so ist an Besserung nicht zu denken. Bei guter Verpflegung in einem Krankenhause könnte er sich möglicherweise wieder erholen; doch habe ich nur geringe Hoffnung."

Den Worten des Arztes wird, obwohl sie nur wenig hoffnungsfreudig klingen, Folge gegeben, und der Kranke ins Krankenhaus geschafft, wo wir ihn für kurze Zeit allein lassen wollen, um unsere Aufmerksamkeit inzwischen einer Scene anderer Art zuzuwenden.

Richten wir unseren Blick aufwärts und schauen durch die geöffneten Himmel zu dem Throne Gottes empor. Wen erblicken wir dort zur Rechten der Majestät? Einen mit Ehre und Herrlichkeit gekrönten Menschen, den auferstandenen Menschen, Jesum Christum, den Herrn des Lebens und der Herrlichkeit. Er hat sich dorthin gesetzt, nachdem Er das Werk, das der Vater Ihm zu tun gegeben hatte, vollendet hat. Einst hing Er, an ein Holz geschlagen, zwischen Himmel und Erde, Er, der Sohn des Menschen: ein Schauspiel für Menschen und Engel. Das Kreuz auf Golgatha zeigt uns den Unschuldigen, Sündlosen, zur Sünde gemacht. Dort trank Er den Kelch des Zornes Gottes wider die Sünde bis zur Neige. Er erduldete das ganze Gericht Gottes als Stellvertreter der Sünder.

Er litt für Sünden, die Er nicht getan hatte. Darum kann aus jener strahlenden Herrlichkeit, in welcher Jesus jetzt weilt, einer verlorenen, verderbten und ruinierten Welt die frohe Botschaft verkündigt werden, daß Heil, Vergebung und Leben für jeden zu finden ist, der an Jesum glaubt. Ja, Gott kann die Reichtümer Seiner Gnade selbst dem mit dem Tode ringenden Besitzer jener elenden Bierwirtschaft, von dem wir hörten, verkündigen lassen.

Kehren wir nach dieser Abschweifung zu ihm zurück. Wir finden ihn in einem der langen Säle des Krankenhauses. Doch sind wir nicht die ersten, die ihn zu sehen wünschen. Am Kopfende seines Bettes sitzt eine ehrwürdige Gestalt, ein ehemaliger Soldat, der seiner Zeit treu für König und Vaterland gefochten, nun aber schon seit langem seine Kraft in den Dienst eines anderen Herrn gestellt hat. Mit dem Helm des Heils und dem Schwerte des Geistes, dem Worte Gottes, ausgerüstet, kämpft er jetzt den guten Kampf des Glaubens. Er hat gerade angefangen, dem armen Sünder von der Möglichkeit der Vergebung seiner Sünden zu erzählen, von jenem kostbaren Blut, das auf Golgatha für ihn geflossen ist, und welches seine Wirkung seit jenen Tagen nicht verloren hat, noch je verlieren wird. Er berichtet ihm in einfachen, herzlichen Worten von dem Heiland, der auf diese Erde herabgekommen ist, nicht um hier etwas zu holen, sondern um uns etwas zu bringen, nicht um zu verurteilen und zu verdammen, sondern um zu erretten und zu befreien. Wird der elende Kranke, der an der Schwelle der Ewigkeit steht, die Botschaft der Liebe

annehmen? Man sollte es meinen. Aber nein, das gehörte Wort hat keinen Reiz für ihn. Mit unverhohlenem Ärger wendet er den Kopf der Wand zu.

So zurückgewiesen, verläßt der „alte Soldat" seinen Platz zur Seite des Bettes. Er ist grau geworden im Dienste seines Herrn, und es ist nicht das erste Mal, daß ihm so etwas begegnet; oft hat er Schmach und selbst bittere Beleidigungen erfahren, wenn er das Evangelium verkündigte, und er weiß, daß ihm solches widerfahren muß, als einem treuen Knecht seines himmlischen Herrn und Meisters. Er hat sich dadurch auch keineswegs abschrecken lassen, und auch jetzt, während er langsamen Schrittes den Krankensaal mit den beiden langen Reihen schmaler Betten verläßt, steigt ein inbrünstiges Flehen für die Seele des armen Mannes, der am Rande des Todes noch so voll Haß und Abneigung gegen Christum ist, aus seinem Innern zum Thron der Gnade empor.

Wieder und wieder sandte der Herr in den folgenden Tagen durch den „alten Soldaten" Seine Botschaft der Liebe und Gnade zu dem sterbenden Manne; doch alles schien vergebens zu sein. Wohl hörte der Kranke dem Alten zu, aber kein Wort kam über seine Lippen, das auf eine Änderung in seinem inneren Zustande hätte schließen lassen können. So konnte der treue Diener nichts anderes tun, als immer wieder den Segen des Herrn der Ernte auf das ausgestreute Samenkorn herabzuflehen.

Nicht viele Stunden nach dem letzten Besuche des alten Soldaten trat ein anderer Mann in den Saal und nahm den Platz neben dem Bett des Kranken ein. Der neue Besucher stand noch in

jugendlichem Alter; er war in ein langes, schwarzes Gewand gehüllt, und ein Schein von heiliger Würde lag über seinem ganzen Tun und Wesen. In salbungsvollem Tone hob er an:

„Sie werden wohl bald den Schauplatz dieses Lebens verlassen müssen, mein armer Mann. Wie ich gehört habe, sind Sie ein sehr schlechter Mensch gewesen. Nun, ich bin Priester. Wenn Sie Reue über Ihre Vergangenheit fühlen und mir Ihre Sünden beichten wollen, so will ich für Sie zu Gott beten und Ihnen Absolution erteilen."

Da geschah etwas, was wohl niemand im Entferntesten erwartet hätte. Mit fast übermenschlicher Anstrengung richtete der Todkranke sich in seinem Bett auf und rief mit einer Gebärde des Abscheus: „Gehen Sie weg! Gehen Sie weg! Es gibt nur einen Mittler zwischen Gott und Menschen, den Menschen Christus Jesus! Sie brauche und will ich nicht!"

Völlig erschöpft sank der Kranke in die Kissen zurück. Sobald er sich wieder ein wenig erholt hatte, bat er (der Priester hatte sich mittlerweile entfernt) den alten Soldaten herbeizuholen. Man sandte sogleich zu diesem, und eine halbe Stunde später saß er wieder an seinem gewohnten Platz neben dem Bett. Mit tiefem Interesse vernahm er das Vorgefallene. Wie groß aber war erst seine Freude, als er von dem Sterbenden vernahm, daß das gehörte Wort ihm schon seit einiger Zeit in Herz und Gewissen gedrungen sei. Wenn er es auch bis dahin nicht hatte eingestehen wollen, so war er doch schon längst von seiner großen Schuld überzeugt, und es

war ihm klar geworden, daß nur das Blut Jesu Christi seine vielen Sünden abzuwaschen vermöge. Doch hatte er nicht glauben können, daß auch ihm, dem Elendesten unter den Elenden, Vergebung zu teil werden könne, bis zu dem Augenblick, wo der Priester ihm Absolution erteilen wollte; da war es mit einemmale hell in seinem Innern geworden, und er hatte das offene Bekenntnis ablegen können, daß es nur einen Priester gebe, der imstande sei zu sagen: „Absolvo te“,*) und diesem Mittler und Priester hatte er sich anvertraut.

Während der Stunden, die dem Sterbenden noch übrigblieben, war es seine Freude, die Gnade und Liebe zu rühmen, die einen so Verlorenen, wie er war, gesucht und gefunden hatte. Und ein seliges Glück erfüllte auch das Herz des alten Soldaten, ein schwacher Widerschein von der Freude, die im Himmel herrschte über die Heimkehr des verlorenen Sohnes. —

Noch einmal möchte ich jetzt den Leser bitten, mit mir in das bekannte Bierlokal einzutreten. Es ist Mitternacht. Die Schenkstube ist mit ihren gewöhnlichen Gästen, armen bedauernswerten Sklaven der Unmäßigkeit, gefüllt. Aber wie seltsam! man vernimmt heute nicht die sonst üblichen wilden Gesänge aus heiseren Kehlen. Alles ist still. Doch nein, nicht ganz still. Wir hören den wohllautenden Klang einer tiefen Männerstimme, die in ernstem Ton von dem friedlichen, glücklichen Ende eines Mannes erzählt, der noch vor gar nicht langer Zeit

*) „Ich spreche dich (von deinen Sünden) frei.“

hier in demselben Raum der Ausgelassenste der Ausgelassenen, der wüsteste Zecher und Flucher gewesen war.

Wir erkennen in dem Sprecher unseren Freund, den alten Soldaten. Er hat gerade das Totenlager des einstigen Wirtes verlassen und ist, das Herz voll von den lebendigen Eindrücken der letzten Tage und Stunden, in die Wohnung des Entschlafenen geeilt, um hier den armen, in Satans Ketten geschlagenen Sündern die wunderbaren Reichtümer der Gnade Gottes zu verkündigen. Er erzählt ihnen, daß ihr früherer Gefährte, statt von den Abgründen des ewigen Todes verschlungen worden zu sein, jetzt in der Gegenwart seines Heilandes und Erretters weile. Und wie er nun fortfährt, in herzlicher, eindringlicher Weise davon zu reden, wie jener Herr der Herrlichkeit bereit sei, Sein Herz der Liebe auch ihnen zu öffnen, wie Er es ihrem früheren Kameraden geöffnet habe, da bemächtigt sich der Zuhörer eine seltsame, nie gekannte Stimmung. Die Pfeifen gehen eine nach der anderen aus, die Bier- und Branntweingläser werden beiseite geschoben, und Ohren, die bis dahin fast nichts wie Fluchen und Spottreden vernommen haben, lauschen aufmerksam den Mitteilungen über Gottes Macht und Bereitwilligkeit, den verlorenen Sünder zu erretten.

In Wahrheit, ein mächtiger Feind war in das bis dahin von Satan unbestritten behauptete Gebiet eingedrungen: es war die frohe Botschaft von der Liebe Gottes, das kostbare Evangelium des Friedens. Der Tag Christi, an welchem die Arbeiter in Gemeinschaft mit dem Herrn der Ernte die Früchte

überschauen werden, wird das Ergebnis auch dieses Zeugnisses ans Licht bringen. —

Nicht lange nach den oben geschilderten Ereignissen befand ich mich mit einer Anzahl christlicher Freunde auf einem der Kirchhöfe der Stadt.

„Das scheint ja eine bedeutende Persönlichkeit zu sein, die heute hier beerdigt wird", meinten einige der Umstehenden.

„Nach dem gewöhnlichen Urteil wird unser Freund wohl kaum eine bedeutende Persönlichkeit genannt werden können", war unsere Antwort. „Im Gegenteil, er war, was irdischen Besitz betrifft, ein armer Mann; aber er war reich im Glauben und ein treuer Knecht seines himmlischen Herrn und Meisters."

So legten wir, traurigen und doch auch wieder glücklichen Herzens, die sterblichen Überreste des „alten Soldaten", der so treu den guten Kampf gekämpft hatte, ins Grab, aus welchem er an dem seligen Auferstehungsmorgen wieder hervorkommen wird, um dann die Siegespalme aus den Händen seines Herrn zu empfangen. Das Ende unseres heimgegangenen Freundes war eine Scene tiefsten Friedens gewesen.

O was für ein seliges Zusammentreffen wird es sein, wenn unser alter Freund dem ehemaligen Schenkwirt bei Dem begegnen wird, der sie beide so innig liebte und Sein Leben für sie dahingab! Was wird es sein, wenn an jenem Tage der Sohn Gottes mit gebietendem Zuruf, mit der Stimme eines Erzengels und mit der Posaune Gottes vom Himmel herniederkommen wird, und die Toten in Christo aus ihren Gräbern auferstehen und mit ver-

herrlichten Leibern dem Herrn entgegengerückt werden, um für immer bei Ihm zu sein!

Teurer Leser! wirst du auch an jenem Auferstehungsmorgen zu der Zahl derer gehören, die Christus um sich versammeln wird? Wirst du teil haben an der ersten Auferstehung, oder mit den lebenden Erlösten verwandelt werden, wenn Jesus kommt? Es wird so sein, wenn du von Herzen an den Herrn Jesum Christum glaubst, den einzigen Mittler zwischen Gott und Menschen.

Mißverstanden.

„Nun, was fehlt denn meinem Singvögelchen, daß es so traurig dasteht und sinnt?"

So fragte in zärtlichem Tone der alte Herr Wild, als er an einem warmen Sommernachmittage nach Hause kam und seine Enkelin am Gartenzaun stehen und mit traurigem Blick einen Blumenstrauß betrachten sah, den sie in der Hand hielt.

Der noch rüstige alte Herr war ein solches Wesen an seiner allezeit fröhlichen Enkeltochter gar nicht gewöhnt.

Ella war alles, was ihm von seiner früher zahlreichen Familie übriggeblieben war; sie war das einzige Kind seiner schon lange entschlafenen Tochter und nach dem Tode ihrer Eltern zu ihm gekommen. Sie machte in Wirklichkeit die Freude seiner alten Tage aus.

Durch die freundliche Stimme hinter ihr war Ella aus ihrem Sinnen aufgeschreckt worden. Aber

die Worte des Großvaters schienen keinen Eindruck auf sie zu machen; die Wolke des Trübsinns lagerte nach wie vor auf der weißen Stirn. Schweigend wandte sie sich ab und schritt dem Hause zu. Der Großvater schaute ihr verwundert nach, sagte jedoch nichts weiter. Als er aber einige Minuten später selbst ins Haus trat und seine Enkelin auf einem Schemel im Zimmer sitzen sah, die Ellenbogen auf die Kniee gestützt und das Gesicht in beiden Händen verborgen, da hielt er den Augenblick für gekommen, sich näher nach der Ursache dieses seltsamen, ungewohnten Gebahrens zu erkundigen. Das war ihm klar, dem jungen Mädchen mußte etwas sehr Unangenehmes begegnet sein. Er schob seinen Stuhl neben den ihrigen, ergriff ihre Hand und sagte in liebevollem Ton: „Komm, mein Kind, erzähle mir einmal, was dich bekümmert. Vielleicht wird dir das Linderung verschaffen."

Die Augen des Mädchens füllten sich mit Tränen, und schluchzend antwortete sie: „Ach, Großvater! ich bin so traurig wegen Minna. Ich habe es doch immer so gut mit ihr gemeint und sie stets liebevoll behandelt, und nun auf einmal faßt sie alles und jedes verkehrt auf und tut so, als ob ich sie in unverantwortlicher Weise vernachlässigt hätte. Das ist hart, Großvater, sehr hart!"

Der Großvater lächelte ein wenig, als er diesen Ausbruch des Schmerzes vernahm, und sagte dann: „Nun, mein Kind, ich will gern glauben, daß du es gut mit Minna meinst; aber es ist eine andere Frage, ob du dich auch immer in der richtigen Weise gegen sie benommen hast. Vielleicht hast du ihr

Ursache gegeben, alles so verkehrt aufzufassen. Wäre das nicht möglich?"

Betroffen sah Ella zu ihrem Großvater auf; sie hatte gehofft, er würde sie über das ihr zugefügte Unrecht getröstet haben, wie er das so vortrefflich verstand, und nun klangen seine Worte ja beinahe so, als ob er ihr die Schuld an dem Vorkommnis beimessen wolle. Fast wollte ihr die Antwort ein wenig hart erscheinen, aber als sie in das ihr zugewandte freundliche und ehrwürdige Gesicht schaute, da sprach jeder Zug von so viel Herzensgüte und Liebe, daß sie nur leise fragen konnte: „Was willst du damit sagen, Großvater? Ich verstehe nicht, was du meinst."

Der Großvater antwortete nicht sogleich; erst nach einer Pause hob er an: „Vielleicht kann ich dir am deutlichsten erklären, was ich sagen will, wenn ich dir eine Geschichte aus längst vergangenen Tagen erzähle. Ich glaube nicht, daß ich sie dir schon einmal erzählt habe."

Der alte Herr war ein Meister im Erzählen, und seine Enkelin wurde nie müde, ihm zuzuhören, selbst wenn er, was hie und da vorkam, eine Geschichte zweimal erzählte. Er war einer von den Menschen, die etwas von einer ewigen Jugend an sich zu haben scheinen, mag auch ein Kranz silberner Locken ihr Haupt krönen. Sein Vorschlag trug denn auch jetzt nicht wenig dazu bei, Ellas Trübsinn zu verscheuchen. Sie lauschte mit großer Aufmerksamkeit, als Herr Wild folgendermaßen begann:

„Du kennst meinen alten Freund Bartels; aber du weißt wahrscheinlich nicht, daß es eine Zeit ge-

geben hat, wo er beinahe fünf Jahre lang nichts von mir wissen wollte."

Ein Lächeln huschte über Ellas liebliches Gesicht, das immer noch einige Tränenspuren aufwies. Es kam ihr gar zu wunderbar vor, daß ein Mann wie ihr Großvater jemals einen Zank gehabt haben solle, und dazu noch mit seinem besten Freunde, dem Herrn Bartels! „Aber, Großvater, das ist doch gar nicht möglich!" rief sie im Tone des Erstaunens. „Und doch ist es wahr, mein Kind, und ich bin sicher, daß die Sache uns beiden manche Träne gekostet hat. Doch höre zu:

Wie du weißt, verlor ich, gerade wie du, meine Eltern, als ich noch jung war. Sie waren nicht reich gewesen, und hinterließen mir nur gerade so viel, daß ich mein eben begonnenes Studium der Rechtskunde mit knapper Not zu Ende führen konnte. Sobald ich mein Examen hinter mir hatte, mußte ich suchen, etwas zu verdienen; aber da ich noch jung war und keine Verbindungen besaß, hielt es schwer, eine Anstellung zu bekommen. So nahm ich denn dankbar das Anerbieten einer mir bekannten Familie an, die Erziehung ihrer beiden ältesten Söhne für einige Jahre zu übernehmen. Auf diese Weise verdiente ich wenigstens meinen Lebensunterhalt und konnte mich zu gleicher Zeit noch weiter ausbilden. In jener Zeit lernte ich Herrn Bartels kennen; wir schlossen uns bald eng aneinander an und wurden die besten Freunde.

Die Familie, in welcher ich Hauslehrer war, mußte nach einiger Zeit besonderer Umstände halber ins Ausland gehen. Ich begleitete sie. So kam es,

daß der Umgang mit meinem Freunde, wie ich hoffte, nur für einige Monate, ganz unerwartet schnell abgebrochen wurde.

Mein Aufenthalt im Ausland dehnte sich aber viel länger aus, als ich anfänglich gedacht hatte. Erst nach vier Jahren kehrte ich in die Nähe des Städtchens zurück, wo ich Herrn Bartels Bekanntschaft gemacht hatte, und erfuhr zu meiner Freude, daß er noch immer dort wohne.

Meine Umstände hatten sich im Laufe der Zeit sehr verändert. Durch den Tod eines kinderlosen Oheims war mir eine bedeutende Erbschaft zugefallen, die mich in den Stand setzte, dieses Landhaus zu kaufen und es ganz nach meinem Geschmack einzurichten. Ich hatte in jenen Tagen die Hände so voll zu tun, daß ich meinen Freund nicht aufsuchen konnte; doch hoffte ich, bald Gelegenheit zu finden, die alten Freundschaftsbande wieder anzuknüpfen.

Es kam aber ganz anders. Sehr verwunderlich war es mir schon, daß Herr Bartels, den ich durch einen Bekannten von meiner Ankunft in Kenntnis gesetzt hatte, sich gar nicht bei mir sehen ließ. Aber meine Verwunderung erreichte den Gipfelpunkt, als er eines Tages an meinem Hause vorüberschritt und, mich am Fenster gewahrend, kaum grüßte, sondern ruhig seinen Weg fortsetzte, als ob wir uns früher nie gekannt hätten.

Ich traute meinen Augen nicht. Das war also mein alter, innig geliebter Freund? Was hatte ihn so zu verändern vermocht?

Ich sann hin und her, was wohl der Grund seines Verhaltens sein möchte. War er vielleicht

neidisch auf meinen Wohlstand? Nein, das lag gar nicht in seiner Art. Im Gegenteil, er hatte sich immer gefreut, Andere glücklich zu sehen. Oder hatte er die früheren glücklichen Tage ganz vergessen? Das konnte ich mir auch nicht denken; dafür waren wir denn doch zu gute Freunde gewesen. Wohl hatte er mir während der ganzen Zeit meiner Abwesenheit nie geschrieben; aber meine Briefe waren auch selten gewesen, und ich hatte mir sein Schweigen durch den Umstand zu erklären gesucht, daß ich nie lang an einem Orte blieb, sondern bald hier, bald dort war. Ein Gefühl der Bitterkeit stieg in meinem Herzen auf, als ich über sein sonderbares Benehmen nachdachte, und, anstatt meinen Freund um Aufklärung zu bitten, sagte mein trotziges Herz: „Gut, wenn dir nichts mehr an mir liegt, so liegt mir auch nichts mehr an dir". Und ich beschloß, dieselbe kühle Haltung ihm gegenüber zu beobachten und mich überhaupt nicht mehr um ihn zu kümmern. Allerdings muß ich hinzufügen, daß ich meinen Vorsatz schlecht ausführte. Fast kein Tag ging vorüber, an dem ich nicht an ihn dachte und unser Zerwürfnis betrauerte; aber dadurch wurde im Blick auf unser Verhältnis zu einander nichts geändert.

So schwanden die Wochen dahin. Da ging ich eines Abends, nach einem arbeitsreichen Tage, noch ziemlich spät in dem öffentlichen Garten des Städtchens spazieren, um ein wenig Luft zu schöpfen. Ich ließ mich nach einigem Wandern auf einer lauschigen, hinter einem Gebüsch halb versteckten Bank nieder, um so recht die Stille und angenehme Kühle des Abends zu genießen.

Nicht lange hatte ich dort gesessen, als von der anderen Seite des Gebüsches das Geräusch von Tritten herübertönte. Mich umwendend gewahrte ich durch eine Lücke im Gebüsch zwei Gestalten, die langsam näher kamen und ebenfalls auf einer Bank, ganz in meiner Nähe, Platz nahmen. Im Dämmerlichte erkannte ich in ihnen meinen alten Freund und einen uns beiden bekannten Seekapitän, der vor kurzem von einer längeren Reise zurückgekehrt war. Da sie mich nicht bemerkt hatten, und ich nicht gern von ihnen gesehen sein wollte, verhielt ich mich ganz still. So wurde ich, ohne es zu wollen, Zeuge ihrer Unterhaltung.

„Wie geht es eigentlich unserem alten Freund Wild?“ hörte ich den Kapitän fragen.

„Um den kümmere ich mich nicht mehr“, klang es hastig zurück. Die Frage schien Bartels unangenehm zu berühren.

„Wie? du kümmerst dich nicht mehr um ihn?“ entgegnete der Andere verwundert; „ihr waret doch früher die besten Freunde!“

„Sprich mir nicht von dem Manne; ich will nichts mehr von ihm wissen. Betrogen hat er mich, schändlich betrogen! Es fehlte nicht viel, so hätte ich all meinen Glauben und mein Vertrauen durch ihn verloren.“

„Sachte, sachte!“ fiel der Kapitän ein. „Jetzt machst du es doch wohl ein wenig zu arg. Was hat der Mann dir denn getan? Er hat seiner Zeit doch einen sehr vertrauenerweckenden Eindruck auf mich gemacht.“

„Freilich, auch auf mich. Ja, ich hatte einen fast unerschütterlichen Glauben an ihn. Aber gerade

deshalb hat er mir so bitteres Leid zugefügt. Nun, ich habe es überwunden, und jetzt ist er mir gleichgültig."

„In der Tat? Du machst mich ganz neugierig, Näheres zu hören. Erzähle mir die Sache doch einmal. Allerdings, da fällt mir gerade ein, daß die Leute sagten . . . "

„Ach was! Was die Leute sagen, ist dummes Geschwätz, nichtwert, daß man darauf hört. Ich habe mich schon manchmal darüber geärgert und ihn verteidigt."

„Wie? du hast ihn verteidigt? Soeben sagtest du doch noch, er habe dich betrogen!"

„Nun ja, das hat er auch, und das kann ich ihm nicht vergeben; aber darum ist das Gerede der Leute doch barer Unsinn. Aber höre zu; ich will dir die Sache erzählen, dann magst du selbst urteilen."

Ich spitzte die Ohren. Also endlich sollte der Schleier, der über seinem sonderbaren Verhalten lag, gelüftet werden. Obwohl ich über die, wie ich meinte, völlig grundlose Anschuldigung meines Freundes nicht wenig entrüstet war, tat es mir doch wohl, zu hören, daß er den Leuten gegenüber meine Partei ergriffen hatte.

„Du mußt wissen", begann Herr Bartels seine Mitteilung, „daß ich etwa zwei Wochen vor der Abreise des Wild ein für mich sehr wichtiges Gespräch mit ihm hatte. Wir unterhielten uns nämlich darüber, ob es für einen Christen richtig sei, öffentlichen Belustigungen beizuwohnen. Wir waren dadurch auf diesen Gegenstand zu sprechen gekommen, daß Wild behauptet hatte, es gezieme sich für einen Christen nicht, die Vorstellungen einer Kunstreitergesellschaft, die sich gerade im Städtchen aufhielt,

zu besuchen. Unter anderem hatte er gesagt: „Ich für meinen Teil glaube, daß schon der Gedanke an die nahe Wiederkunft des Herrn jeden Christen abhalten sollte, solche Zerstreuungen aufzusuchen".

„Wie du weißt, war meine Erziehung ganz verschieden von der seinigen, und so kam mir diese Auffassung ziemlich sonderbar vor; aber ich war gewöhnt, ihn in geistlichen Dingen als so hoch über mir stehend zu betrachten, daß mir seine Ansichten stets sehr beachtenswert erschienen, wenn ich sie auch nicht voll und ganz zu teilen vermochte. Und nun stelle dir mein Erstaunen und meine Entrüstung vor, als ich eine Woche später meinen Freund vor dem Eingang des Zeltes der Kunstreitergesellschaft eine Eintrittskarte lösen und gleich darauf im Innern des Zeltes verschwinden sah." Hier machte der Sprecher eine Pause und sah den Kapitän an.

„In der Tat, das war seltsam", entgegnete dieser; „aber bist du auch sicher, daß du dich nicht in der Person geirrt hast?"

„Ganz sicher! Findest du es jetzt nicht begreiflich, daß ich ihn lieber nicht sehe? Ich kann dir gar nicht sagen, was diese Entdeckung für mich gewesen ist. Nach einer solchen Heuchelei konnte ich unmöglich mehr in gewohnter Weise mit ihm verkehren. Alles hätte ich ihm vergeben können, nur nicht eine solche Unaufrichtigkeit. Durch sein Verhalten hat er mir unendlichen Schaden zugefügt, indem ich dadurch allen Glauben an die Menschheit verloren habe. Seitdem traue ich keinem Menschen mehr, und das macht mich oft ganz unglücklich. Und doch würde ich alles darum geben, wenn er sich rechtfertigen

könnte. Denn, das glaube mir, es ist nicht halb so bitter, an dem Grabe eines Freundes zu stehen, als dem nicht mehr vertrauen zu können, welchen man einst so herzlich lieb gehabt hat."

Der Kapitän antwortete nicht; einen Augenblick später erhoben sich die beiden Herren und schritten davon. Ich blieb noch zurück. Jetzt war mir alles klar. Ja, mein alter Freund hatte recht, er konnte nicht anders als mich verurteilen; denn ich war an jenem Nachmittage tatsächlich in der Vorstellung gewesen. Und doch war ich unschuldig und hatte nicht gegen meine Grundsätze gehandelt.

Die ganze Geschichte stand mir mit einemmale wieder deutlich vor Augen. Ich war an jenem Tage sehr beschäftigt gewesen, da ich noch manches für die Reise vorzubereiten hatte, und so hatte ich, um nicht gestört zu werden, meinen beiden Zöglingen Erlaubnis gegeben, mit einem Freunde einen weiten Spaziergang zu machen. Sie hatten ein paar Mark mitbekommen, um sich einige Erfrischungen kaufen und ein Stück Weges mit der Eisenbahn fahren zu können. Da es wohlerzogene Jungen waren, glaubte ich sie ohne Sorge allein gehen lassen zu dürfen.

Ungefähr eine Stunde später kam ein Bekannter zu mir und sagte scherzend: „Na, na, du läßt wohl deine Jungen zum Abschied noch einmal ordentlich die Freuden der Kirmes genießen. Ich sah sie eben mit Hans B. in das Zelt der Kunstreiter treten." Ich erschrak; denn ich wußte, daß die Eltern der beiden Knaben nicht damit einverstanden sein würden, wenigstens nicht, wenn die Jungen allein gingen. So ergriff ich schnell Stock und Hut und begab mich

an Ort und Stelle. Da es meine Pflicht war, sie aufzusuchen, zögerte ich nicht, das Zelt zu betreten, was ich sonst sicher nicht getan haben würde.

Wirklich fand ich dort meine Zöglinge, wie sie mit staunender Bewunderung den waghalsigen Kunststücken eines Reiters zuschauten. Sie erschraken nicht wenig, als sie mich erblickten, und bekannten mir nachher unter Tränen, daß sie sich durch ihren Freund Hans hätten verführen lassen, anstatt den Spaziergang zu machen, die Vorstellung zu besuchen; doch das tut ja nichts zur Sache. Wichtiger ist, daß ich bei der vielen Arbeit der folgenden Tage dies alles schnell vergessen hatte und nicht daran dachte, Herrn Bartels das Geschehene mitzuteilen. Hätte ich geahnt, daß er mich in das Zelt hatte gehen sehen, so würde ich ihn natürlich alsbald über den Grund meiner Handlungsweise aufgeklärt haben; denn er mußte mich ja notwendigerweise nach unserer Unterredung für den größten Heuchler auf Erden halten.

Nachdem ich mich vergewissert hatte, daß die beiden Herren weit genug entfernt waren, erhob ich mich und ging nach Hause. Dort setzte ich mich an meinen Schreibtisch und schrieb einen langen Brief an meinen Freund, in welchem ich ihm mitteilte, daß ich heute ungewollt Zeuge seines Gesprächs mit dem Kapitän gewesen sei. Sodann erzählte ich ihm genau den Hergang der Sache und gab zum Schluß der Hoffnung Ausdruck, ihn nun recht bald wieder in alter Freundschaft bei mir sehen zu dürfen.

Noch an demselben Abend besorgte ich den Brief zur Post, und am nächsten Morgen in aller Frühe stand bereits mein alter Freund vor mir und konnte

keine Worte finden, um seine Reue darüber auszudrücken, daß er nicht gleich zu mir gekommen sei und mich über meine seltsame Handlungsweise zur Rechenschaft gezogen habe. Er beklagte von ganzem Herzen sein Mißtrauen, wodurch er uns beiden so viel Kummer und Verdruß bereitet hatte. Ich meinerseits bekannte ihm meinen Hochmut, der mich verhindert hatte, ihm entgegenzukommen und eine Aussprache herbeizuführen, die ja unbedingt eine Versöhnung hätte nach sich ziehen müssen.

Von jenem Tage an war unsere Freundschaft inniger denn je; du weißt, daß man uns oft scherzend David und Jonathan genannt hat.

Hiermit ist meine Erzählung zu Ende. Ich bin jetzt ein alter Mann, und das Leben liegt beinahe hinter mir; aber diese Begebenheit hat mir eine Lehre erteilt, die ich nie vergessen habe. Und so oft ich jemanden sagen höre, daß er verkannt und mißverstanden werde, (und das ist durchaus keine Seltenheit,) so flüstere ich ihm gern zu: „Gehe einmal auf ein Stündchen in dein Kämmerlein und denke darüber nach, ob nicht dein Verhalten vielleicht auch Grund dazu gegeben hat". Glaube mir, mein liebes Kind, in den meisten Fällen wird dann alles geordnet werden, wenn nur jeder an seinem Teile wahr und — den untersten Weg zu gehen bereit ist."

Der alte Herr schwieg, und Ella sah nachdenklich vor sich nieder.

„Großvater", sagte sie dann leise, „vielleicht hast du recht, und Minna hat Ursache, sich zu beklagen. Ich bin in der letzten Zeit wohl nicht so oft bei ihr gewesen, wie sonst; es war mir aus mehreren

Gründen nicht möglich. Ich habe sie aber so lieb und meinte es so gut, daß . . . "

„Mein Töchterchen nicht bedacht hat", fiel der Großvater ein, „daß Minna wohl ihre Taten, aber nicht ihre Gefühle sehen kann, nicht wahr? Nun, mein liebes Kind, bringe die Sache schnell wieder in Ordnung, damit ich bald wieder ein fröhliches Gesicht in meinem Hause sehe; denn das vermisse ich nicht gern."

Als zwei Tage später Herr Wild durch seinen Garten schritt, fühlte er sich plötzlich von zwei weichen Armen umschlungen, und während seine Enkelin ihr vergnügtes Gesicht an seiner Schulter barg, flüsterte sie ihm ins Ohr: „Großvater, ich glaube, Minna und ich haben uns noch nie so lieb gehabt wie jetzt!"

Er verliert seinen Verstand.

In einem Dörfchen der Grafschaft Somersetshire in England lebte ein junger Mann von etwa zweiundzwanzig Jahren. Er war der Sohn höchst ehrbarer Eltern und, vom Standpunkte der Moral aus betrachtet, ein braver, wohl erzogener Jüngling; doch waren Herz und Gewissen noch nicht zu neuem Leben erwacht.

Da starb ein Verwandter von ihm, an dem er mit großer Liebe gehangen hatte, und Julius, so hieß unser junger Freund, ging mit mehreren Bekannten zum Begräbnis.

Bei dieser Gelegenheit wurde er sehr durch ein Wort getroffen, das neben dem offenen Grabe ver-

lesen wurde; es lautete: „Ich bin die Auferstehung und das Leben".

„Von wem mag der Pfarrer eigentlich reden?" fragte er sich. „Er kann das doch unmöglich von sich selbst sagen. Es muß eine wunderbare Person sein, die so sprechen kann."

Das Herz voll von diesen Gedanken, ging er nach Hause. Nach und nach wurde es ihm klar, daß die gehörten Worte wohl in der Bibel zu finden sein müßten. Auch erinnerte er sich, daß er sie früher schon einmal vernommen, ihnen aber keine Aufmerksamkeit geschenkt hatte. So holte er denn das lange vernachlässigte Bibelbuch hervor und begann eifrig darin zu lesen. Je länger er dies tat, desto mehr Gedanken und Fragen tauchten in seinem Innern auf; zum Beispiel: „Wohin würde ich gehen, wenn ich jetzt sterben müßte?" oder: „Ist es schon hier auf Erden für einen Menschen möglich, zu wissen, daß seine Sünden vergeben sind?"

Doch er fand keine Antwort auf diese immer ernster werdenden Fragen. Er hatte niemanden, an den er sich in seiner Not wenden konnte, keinen christlichen Freund, den er um Aufklärung hätte bitten können. Seine Eltern und Geschwister waren sämtlich unbekehrt, niemand konnte ihm behülflich sein; so tappte er denn im Dunkeln weiter.

Seine Freunde bemerkten bald eine Veränderung an ihm. Er war viel ernster und nachdenklicher als vordem. Man machte sogar die Beobachtung, daß er nie an seine Arbeit ging — sein Vater besaß ein Landgut — oder nur selbst über den Hof schritt, um nach den Kühen zu sehen, ohne die kleine alte

Bibel bei sich zu tragen, die er seiner Zeit als Kind in der Schule benutzt hatte. Niemand sah ihn je darin lesen, aber sie war seine beständige Begleiterin.

Die Zeit eilte dahin, und mit ihr trat eine neue Erscheinung bei Julius zu Tage. Er wurde ruhelos und unglücklich, legte die Bibel beiseite und stürzte sich in allerlei Vergnügungen. Seine Freunde und Verwandten verwunderten sich über den Umschwung, hatten aber nichts dagegen einzuwenden; nur seine Mutter und seine Schwestern sagten manchmal kopfschüttelnd zu einander, wenn er ausging, um außerhalb des Familienkreises Zerstreuung zu suchen: „Wir verstehen unseren Julius gar nicht mehr; was mag mit ihm vorgegangen sein?"

Doch auch dieser Zustand hielt nicht lange an. Satans Bemühungen, die junge Seele durch die eitlen Vergnügungen dieser Welt zu täuschen und zu betrügen, sollten keinen Erfolg haben. Julius wurde tiefsinnig, und je länger je unglücklicher. „Ich fand", sagte er später, „gleich Salomo, daß „alles Eitelkeit und ein Haschen nach Wind ist"." (Pred. 1, 14.) Ein Ausdruck tiefer Schwermut lagerte sich über sein Gesicht. Seine Haltung wurde schlaff; mit gebeugtem Haupte, die Augen zu Boden geschlagen, ging er einher. Er sprach fast nie, nur wenn er angeredet wurde, und auch dann waren seine Antworten kurz und abgebrochen. Jetzt begannen seine Freunde ernstlich um ihn besorgt zu werden, und die Nachbarn flüsterten sich zu: „Er verliert seinen Verstand". Seine Mutter geriet in große Angst und tat alles, was in ihren Kräften stand, um ihn aufzuheitern und seinen trüben Ge-

danken zu entreißen. Ach! sie wußte nicht, was in dem Herzen ihres Sohnes vorging, was ihm not tat.

Trotz aller Bemühungen der Seinigen blieb Julius schwermütig und tiefsinnig. Ja, statt besser, wurde es immer schlimmer mit ihm. Eines Tages, als er sich elender denn je fühlte, fiel er auf seine Kniee und flehte inbrünstig zu Gott, Er möge sich doch seiner erbarmen und ihm zeigen, was er tun müsse, um aus diesem schrecklichen Zustande befreit zu werden. Während er so betete, sah er gleichsam die Hölle vor sich geöffnet und sich selbst an einem Faden über dem furchtbaren Abgrund schweben. Seine Seelennot stieg aufs Höchste. Wie sollte er seinem entsetzlichen Schicksal entfliehen? Seine Sünden lagen in furchtbarer Schwere auf ihm; er meinte unter ihrem Gewicht zusammenbrechen zu müssen, und er zitterte und bebte vor dem gerechten Gericht Gottes.

In der darauf folgenden Nacht wurde seine Mutter durch ein Klopfen an die Tür aus dem Schlaf geweckt; sie erhob sich sogleich und ihr erster Gedanke war, es werde doch wohl nichts Besonderes mit Julius vorgefallen sein. Sie öffnete die Tür, und vor ihr stand der, an welchen sie gerade mit Besorgnis gedacht hatte.

„Mutter, kannst du mir einige Streichhölzer geben?“ fragte er.

„Bist du nicht wohl?“ entgegnete sie besorgt, „was willst du mit den Streichhölzern anfangen?“ Damit überreichte sie ihm das Gewünschte. Er nahm die Dose entgegen, sagte aber kein Wort. In sein Zimmer zurückgekehrt, zündete er seine Lampe an

und nahm die Bibel zur Hand. Ohne einem bestimmten Gedanken zu folgen, blätterte er in dem Buche hin und her. Da fiel sein Auge auf 1. Mose 32, 26. Er las den Vers, schloß die Bibel und rief in seiner Seelenangst mehrere Male mit lauter Stimme: „Ich lasse dich nicht los, du habest mich denn gesegnet!“ Und Gott hörte den Schrei der armen, geängstigten Seele und beantwortete ihn. Es wurde mit einemmale Licht in dem umnachteten Innern unseres jungen Freundes. Alle Zweifel und Befürchtungen schwanden, und statt ihrer wurde sein Herz erfüllt „mit Freude und Frieden im Glauben“. (Röm. 15, 13.)

Geliebter Leser! laß mich dich fragen: Hast du je deine Sündenschuld gefühlt wie Julius? Hast du je zu Gott geschrieen um Erbarmen und Rettung aus deinem Elend wie er? Du darfst versichert sein, daß der Notschrei einer geängsteten Seele stets das Ohr Gottes erreicht. Denn Er ist es, der ihn wachruft. Obwohl Julius es damals noch nicht erkannte, war doch Gott es gewesen, der in all jener Zeit in ihm gewirkt und ihm jede Stütze und jede Aussicht auf Rettung genommen hatte, damit er alle seine Quellen allein in Gott finden möchte. Und als es so weit gekommen war, ging es ihm wie dem verlorenen Sohne: „Er machte sich auf und ging zu seinem Vater. Als er aber noch ferne war, sah ihn sein Vater und ward innerlich bewegt und lief hin und fiel ihm um seinen Hals und küßte ihn sehr.“ (Luk. 15, 20.)

Die Mutter unseres Freundes verbrachte eine schlaflose Nacht. Die Sorge um ihren Sohn hielt

sie wach. Sobald der Morgen graute, erhob sie sich von ihrem Lager und schritt, mit Angst und Furcht erfüllt, seinem Zimmer zu. Die brennende Lampe stand noch auf dem Tische, und vor ihr saß Julius, die geöffnete Bibel in der Hand.

„Gib mir das Buch", sagte die Mutter; „du brichst mir das Herz, wenn du so weiter machst. Du mußt auf diese Weise ja den Verstand verlieren, und mir wird es geradeso gehen."

„O Mutter", rief Julius, als sie ihm die Bibel aus der Hand nahm, „dieses Buch ist Gottes Wort! In ihm habe ich gefunden, was ich zur Rettung meiner Seele nötig hatte. Und auch dir ruft es zu: „Glaube an den Herrn Jesum, und du wirst errettet werden"." Bei diesen Worten strahlte sein Gesicht von einer solchen Seligkeit, daß seine Mutter später oft sagte, sie werde nie den wunderbaren Ausdruck vergessen, der in diesem Augenblick das Antlitz ihres Sohnes verklärt habe.

Als Julius die Familie beim Frühstück traf, erzählte er allen, welch große Dinge Gott an ihm getan habe. „Früher pflegte ich über Gott zu sinnen", sagte er, „aber jetzt kenne ich Christum." Darauf forderte er sie alle in ernsten und einfachen Worten auf, doch auch zu Christo zu kommen. „Ihr habt nichts dabei zu tun", fügte er hinzu. „Ein Versuch, euch zu bessern oder durch eigenes Wirken etwas zu erreichen, ist nutzlos. Das habe ich bitter genug erfahren. Ihr müßt einfach glauben."

Sein Herz floß so über von Glück und Dankbarkeit, daß der Mund nicht schweigen konnte. Auf dem Wege zur Arbeit traf er eine alte Frau, und

sogleich begann er auch mit ihr eine Unterhaltung über den einzigen Weg, auf welchem ihre Seele gerettet werden könne. Am Abend richtete er wieder die dringende Einladung an die versammelten Familienglieder, doch zu Jesu zu kommen. Schließlich kniete er in ihrer Mitte nieder und bat den Herrn, daß Er Sein Werk der Gnade doch auch in den Herzen der Seinigen beginnen und vollenden wolle. Und siehe da, der Herr antwortete auch auf dieses Gebet. Nach nicht langer Zeit wachte das Gewissen der einen der beiden Schwestern auf, und kurz darauf auch das der anderen. Sie erkannten ihren verlorenen Zustand in dem Licht des Angesichts Gottes; doch fanden sie noch keinen Frieden. Zwei Monate später kam ein Evangelist ins Dorf und hielt mehrere Versammlungen ab. Der Herr segnete das Wort, das er verkündigte, an den Herzen der beiden Schwestern. Sie fanden Frieden in dem kostbaren Blute Jesu Christi und verwunderten sich nun nicht mehr über das Glück ihres Bruders.

Leider blieben die Herzen und Gewissen der Eltern unberührt. Das wunderbare Werk der Gnade Gottes, das in ihrer Mitte geschehen war, machte keinen Eindruck auf sie. Wie traurig, nicht wahr? Obwohl sie täglich das Glück ihrer Kinder vor Augen hatten und ihre Freude und ihren Frieden sahen, blieben sie doch gleichgültig. Mit einer Form-Religion, einem Leben äußerer Ehrbarkeit zufrieden, hatten sie kein Bedürfnis nach einem Heiland; sie wußten nicht, oder wollten es nicht wissen, daß vor Gottes Angesicht alle Menschen, ob religiös oder nicht religiös, ob ehrenhaft oder unmoralisch, gleicherweise

Sünder sind. Doch es ist so; die Schrift sagt es uns an vielen Stellen. Deshalb gibt es auch nur einen Weg, um errettet zu werden. Fragt jemand nach ihm, so kann ihm nichts anderes gesagt werden, als was Julius seiner Mutter sagte: „Glaube an den Herrn Jesum, und du wirst errettet werden".

„Da ist nicht ein Gerechter, auch nicht einer . . ." „Alle haben gesündigt und erreichen nicht die Herrlichkeit Gottes, und werden umsonst gerechtfertigt durch Seine Gnade, durch die Erlösung, die in Christo Jesu ist." (Röm. 3, 10. 23. 24.)

John Maynard.

Auf dem Kirchhofe von Buffalo in Nordamerika stehen auf einem Kreuze von wunderbarer Schönheit die Worte: „Dem Steuermann Maynard die dankbaren Passagiere der „Schwalbe". Er starb für uns." Dieser John oder Johann Maynard war Steuermann an Bord eines Dampfschiffes, das regelmäßig zwischen den beiden Städten Detroit und Buffalo fuhr. Eines Tages, es war an einem schönen Sommernachmittag, war das Schiff ganz voll von Reisenden, als plötzlich eine Rauchwolke aus dem Schiffe hervordringt. Bald hört man den Ruf: „Feuer! Feuer!" an Bord. Alle Fahrgäste und die Bootsleute stürzen auf Deck, Ströme von Wasser werden auf die Flammen gegossen, aber alles ist vergebens. Das Schiff hatte eine Ladung Teer, und nachdem diese vom Feuer ergriffen war, konnte an Löschen nicht mehr gedacht werden.

Die Fahrgäste drängen sich um den Steuermann und fragen ängstlich: „Wie weit haben wir noch bis Buffalo?“

„Anderthalb Seemeilen ungefähr.“

„Und wieviel Zeit brauchen wir, um dahin zu kommen?“

„Dreiviertel Stunden, wenn wir so weiterfahren wie jetzt.“

Aber da! Die Rauchwolke wird größer und dicker, und das Feuer wächst. „Bleiben Sie um jeden Preis auf dem Vorderteil des Schiffes, wenn Sie das Leben zu retten hoffen!“ so ruft der Steuermann. Alle laufen nach vorn, Fahrgäste und Schiffsmannschaft, Männer, Frauen und Kinder. Das ganze Hinterteil verschwindet im Rauch und in den Flammen, die in Wirbeln hoch aufschlagen.

„John Maynard!“ ruft der Kapitän des Schiffes durch sein Sprachrohr.

„Ja, ja, Herr Kapitän!“

„Welche Richtung müssen wir jetzt haben?“

„Ost-Süd-Ost.“ Die Lage wird immer schlimmer, aber die Küste ist nahe. „John Maynard!“ ruft der Kapitän von neuem.

„Ja, ja, Herr Kapitän!“

„Hältst du noch fünf Minuten aus, John?“

„Mit Gottes Hülfe werde ich es können!“

In diesem Augenblick waren dem mutigen Steuermann schon der Bart und die Haare versengt, es glimmten seine Kleider, und die rechte Hand war verbrannt; aber mit der linken hielt er unerschütterlich das Rad für das Steuer, und wie ein unverletz-

barer Fels führte er mitten in Rauch und Flammen das Schiff in den Hafen.

Man stieß an Land. Alle waren gerettet, Männer, Frauen und Kinder; er allein, John Maynard, war tot. Die Schiffsmannschaft, die Fahrgäste, die ganze Stadt begleitete seine sterblichen Überreste zur letzten Ruhestätte. Viele Tränen wurden auf diesem Grabe von denen geweint, die er um den Preis seines Lebens gerettet hatte, und es war der Ausdruck tief bewegter und dankbar erkenntlicher Herzen, was man in goldener Schrift auf dem Marmordenkmal liest: „Er starb für uns!"

Und du, mein lieber Leser, hast du Den erkannt, der auf Golgatha, von allen verhöhnt, von Menschen geschmäht und von Gott verlassen, einen schrecklichen Tod an dem Fluchholze **für dich** starb? Hast du verstanden, daß der Kreuzestod des Sohnes Gottes dein Gericht, deine Erlösung und dein Heil ist? Hast du Ihm deine Sündenschuld gebracht und Vergebung gefunden in dem Glauben an Sein Blut? Dann hast du zwar nicht auf dem marmornen Stein eines Grabes, aber auf dem Grunde deines Herzens mit unauslöschlichen Schriftzügen die Worte stehen: **Er starb für mich!** Du bist errettet, und die Welt sollte diese Worte sehen und lesen in dem gottseligen Wandel, den du auf dem schmalen Pfade führst. Ist es so?

Eins weiß ich.

„Sie riefen nun zum zweiten Male den Menschen, der blind war, und sprachen zu ihm: Gib Gott die Ehre! Wir wissen, daß dieser Mensch ein Sünder ist. Da antwortete er: Ob er ein Sünder ist, weiß ich nicht; eines weiß ich, daß ich blind war und jetzt sehe." (Joh. 9, 24. 25.)

Eins weiß ich: — Finsternis und Nacht
Hielt meinen Blick bedeckt,
Bis herrlich zu des Tages Pracht
Mich Jesu Wort geweckt.
Bedürftig war ich, weh und wund,
Sah nichts vom goldnen Licht;
Doch Ihm war mein Gebrechen kund,
Er gab mir das Gesicht!

Eins weiß ich: — Glücklos zog daher
Für mich der Monde Reih',
Die Stunden schlichen freudenleer
Im trüben Einerlei.
Jetzt liegt der weite Weltenraum
Vor mir im Strahlenkranz,
Mein trunken Auge fasset kaum
Die Fülle und den Glanz.

Eins weiß ich und bekenn' es laut,
Ob Neid und Haß auch schmäht:
Der blindgeborne Bettler schaut
Des Schöpfers Majestät!
Mein selig Glück ist offenbar,
Trotz Pharisäerwut;
Dem Herrn zu huld'gen immerdar,
Ist nun mein köstlich Gut.

K. B.